Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 31 — Bremen-Berlin, den 29. Juli. — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gottsucher. Von R. E. — Der Ultramontanismus als Weltanschauung. I. Von G. Fittbogen. — „Christliche“ Theologie und freier Protestantismus. III. Von Fr. Lipsius. — Paul Rabaut. II. Von Carl Lamb. — Gutgemeint. — Erklärung. Von Dr. H. H. Wendt. — Vom Büchertisch.

Gottsucher.

„Man sollte meinen, es gebe keinen Gott“, so sagte mir jüngst jemand, den ein schweres Geschick betroffen. Die Form dieser Äußerung war mir bedeutsam. Vor 20 Jahren hörte ich's in ähnlichen Fällen anders. Etwa: „Da sieht man's wieder deutlich, daß Religion Betrug und Gott ein Märchen ist.“ Zweifel und Unglaube sind offenbar kleinlauter geworden. Viele auch, die sonst den Mund sehr voll nahmen, schweigen jetzt vollständig. So unsicher sind sie geworden. Offenbar bereitet sich ein Umschwung vor. Wer noch 20 Jahre lebt, wird erfahren, daß in weiten Kreisen wieder Gott gesucht wird. Aber Gott selbst, nicht etwa alte Lehren und Vorstellungen von Gott. — Ich glaube überhaupt, wenn von Zeit zu Zeit viele Menschen sagen: Gott ist tot, dann geht ein den Vielen unbewußter Irrtum durch die Welt. Gott selbst bekämpfen sie gar nicht. Gott ist ja unser Leben und alles Lebendigen Leben. Dieses Bewußtsein kann sich wohl von Zeit zu Zeit sehr verdunkeln, aber ganz verlöschen tut es in weiteren Schichten nie. Wie kann man sich aber von der Quelle seines Lebens losreißen wollen! Sondern der scheinbare Unglaube ist in Wahrheit Kampf gegen veraltete Gottesvorstellungen. Die kann man nicht mehr ertragen, man ist innerlich über sie hinausgewachsen. Die liegen am Boden wie abgetragene Kleider und kaum einer spürt das Verlangen, sich nach ihnen zu bücken.

Das darf die christliche Kirche ja nicht übersehen, wenn die neuen Gottsucher einst wieder an ihre Pforten klopfen sollten. Dann soll sie gewiß den alten Christengott verkündigen, den treuen Vater aller Menschenkinder, aber mit neuen Zungen. Nicht mehr als den patriarchalischen Himmelsherrn, der Wunder tut und die Welt nach der Willkür seiner Liebe regiert und nach der Willkür seines Zorns. Sondern sie muß einen Gottesglauben verkündigen, der in Fried' und Freud' mit allen sicheren wissenschaftlichen Erkenntnissen leben kann, den moderne Menschen mit der fröhlichsten Zuversicht zur Grundlage ihres Lebens machen können. Ihr Stecken und Stab, ihre große Kraft muß er sein können. Ja, die christliche Kirche soll den Mut haben zu sagen: Kommt, die ihr Gott wiederfinden wollt, kommt zu uns, wir sind selbst auch Gottsucher. „Vater“, „ewige Liebe“, das ist im Grunde auch nur ein Lallen und Stammeln von dem, der in kein Menschenwort sich fassen läßt. Wir wissen's nur nicht besser auszudrücken, was uns erfüllt an Seligkeit und Kraft, so oft wir den Saum seines Kleides berühren. Kommt, wir wollen mit euch Gott suchen, ob wir ihn immer vollständiger finden und fühlen möchten. R. E.

Der Ultramontanismus als Weltanschauung.

Unpolitische Betrachtungen über sein Werden und Sein.

I.

1. Polemikmüdigkeit.

Wo vom Ultramontanismus geredet wird, da ist auch Polemik nicht weit.

Wer aber triebe gern Polemik? Mancherlei ist es, was sie uns verleidet. Innerliches und Äußeres. Wir als Entwicklungsgläubige sind leicht geneigt, den Ultramontanismus als eine Erscheinung anzusehen, die sich „von selbst“ durch natürliche Weiterbildung aus ihrem augenblicklichen, unsympathischen Stadium erheben, die sich „modernisieren“ werde. Viele gibt es auch, die, von der heftigen Zeitungspolemik angewidert, es für eine Art Ehrenpflicht der gebildeten Protestanten halten, am Ultramontanismus möglichst alles anzuerkennen. Denn müssen wir nicht gerecht sein? Und beweist er nicht täglich unter uns Lebenskraft? Hat er nicht also schon bloß dadurch, daß er eine historische Größe ist, Existenzberechtigung und ein Recht auf freiwillige Anerkennung errungen?

Diese Empfindungen sind zu verstehen, mehr: sie sind in ihren Motiven achtungswert. Denn wer von uns möchte eine Polemik bloß um der Polemik willen billigen? Wer möchte sein Ohr gern dem Geschrei einer dumpfen, fanatisch-aufgeregten Menge aussetzen? wer seine Psyche dem rollenden Pathos des Volksversammlungsredners preisgeben? Und auch ich sage: wir sollen dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das geschieht am sichersten, indem wir ihn als Glied in die Entwicklung der Menschheitsgeschichte einzufügen suchen. Aber damit sind wir noch nicht am Ende, können uns nicht beruhigt aufs Sofa setzen und zuschauen, wie die Dinge laufen werden. Gerade damit beginnt erst die eigentliche Schwierigkeit für uns. Denn die Menschheitsgeschichte vollzieht sich eben nur durch ein stetes, mühevolles Ringen der widersprechenden Kräfte. Und es gilt, daß wir durch die relative Anerkennung der gegnerischen Motive nicht die tatkräftige Widerstandskraft dagegen schwächen und einbüßen.

So wenig wie die historische Reflexion darf uns auch die Friedensliebe die Kraft des Widerstandes lähmen. Keine noch so erbauliche Betrachtung kann die nüchterne Tatsache aus der Welt schaffen, daß zwischen dem protestantischen und katholischen Volksteil Deutschlands zur Zeit ein starker Gegensatz besteht. Die unerfreuliche Wirklichkeit ist stärker

als der fromme Wunsch. Und ich vermag nicht Friede! Friede! zu rufen, wo kein Frieden ist. Wir trösten uns dabei mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und glauben, daß nur auf diese mühselige Weise ein Fortschritt zu erringen ist aus unseren gegenwärtigen, durchaus nicht idealen Zuständen.

Bis dahin hat's einstweilen noch lange Zeit! Was können wir inzwischen tun? Das erste Erfordernis ist, daß wir uns aufraffen aus dem Gefühl unserer gottähnlichen Weisheit und Vollkommenheit; daß wir geruhen, die Augen aufzumachen und zu sehen, daß auch noch andere Leute da sind, die auch gewissermaßen Menschen sind; daß wir die wirklich kennen lernen, mit denen wir es zu tun haben, und nicht bloß mit mehr oder minder pharisäischer Gebärde auf sie herabsehen. Jedem nichtdeutschen Volk erweisen wir die Ehre, daß wir uns eifrigst um das Verständnis seiner Eigenart bemühen — mit Recht. Die Religionen der Fetischdiener sind uns nicht zu gering, sie andächtig zu erforschen. Wir sind stolz darauf, daß es uns gelingt, die Religion der Babylonier aus keilinschriftlichen Steinen zu entziffern. Und für die, die unsere Volksgenossen sind, sollten wir diese Mühe nicht aufwenden?

Aber das ist eben der Haken: sie sind unsere Volksgenossen! Sie stehen uns am nächsten von allen Menschen auf der Erde. Wer ganz verschieden von uns ist, den lassen wir in seiner Eigenart unangetastet. Wer uns aber in vielem verwandt ist, von dem verlangen wir: er soll es ganz sein. Und das ist die unausgesprochene Enttäuschung, die aus so vielen evangelischen Stimmen hervorklingt: eigentlich sollten sie sein wie wir — und sie sind es doch nicht! Auch das ist verständlich genug. Aber wiederum reden die Tatsachen ihre harte Sprache: sie sind nun einmal anders geworden als wir. Uns bleibt nichts übrig, als uns mit dieser Tatsache abzufinden, und wir tun gut, auf die Hoffnung zu verzichten, als könnte das in absehbarer Zeit von einigen Menschenaltern anders werden. Also Resignation! Aber indem wir resignieren und dumpfes Grollen mit dem Schicksal aufgeben, gewinnen wir mehr, als wir verlieren. Wir verzichten auf Illusionen und Seifenblasen und gewinnen Ruhe und Klarheit, die Dinge zu betrachten, wie sie geworden sind; wir gewinnen weiter daraus die Möglichkeit, die gegenwärtige Lage besser zu verstehen, und endlich vielleicht doch die Hoffnung, den Ausgang wenigstens zu ahnen.

2. Ultramontaner und citramontaner Katholizismus.

Wie sind die Dinge geworden?

Die Reformation hat die Trennung verursacht, aber sie ist nicht das allein Scheidende. Denn die Geschichte ist seitdem nicht stehen geblieben. Der Katholizismus hat sich nach Ausstoßung der evangelisch-protestantischen Richtung immer mehr in seinem Wesen verhärtet, ohne prinzipiell neue Elemente in sich aufzunehmen. Der Protestantismus dagegen hat seitdem die allerfruchtbarste Entwicklung durchgemacht. Nach einem Zug durch die Wüste der protestantischen Orthodoxie hat er im 18. Jahrhundert das gelobte Land der Sehnsucht erreicht, das Luther nur von Ferne geschaut hatte. Die großen und größten Heroen des 18. Jahrhunderts, Klopstock und Lessing, Herder und Goethe, Kant und Schiller, haben es ihm erobert. Diese Zeit bedeutet nicht nur die Blüte unserer National*literatur*, sie bedeutet zugleich die Schaffung einer eigenen deutschen Kultur, die uns bis dahin fehlte. Und in all ihrer Größe und Schöne ist diese Kultur eine Schöpfung des romfreien, in sich ruhenden Deutschtums.

Die Lage der deutschen Katholiken war nun schwierig genug. Sie standen mitten eingeklemmt zwischen dem (protestantischen) Deutschtum und dem Romanismus; und innerlich hatten sie an beidem Teil und haben es auch heute noch. Auch in der Hitze der Polemik sollten wir's nie vergessen: Die deutschen Katholiken haben an beidem Teil, am römischen und am deutschen Wesen. Ihre Geschichte beruht nun darauf, welche dieser beiden Kräfte jeweils die größere Anziehung auszuüben vermag. Einmal wurde auch der katholische Volksteil mit fortgerissen; eben zu der Zeit, als im 18. Jahrhundert die Grundlagen einer deutschen Kultur geschaffen wurden. Aber sehr bald schon begann der Romanismus seinen Feldzug gegen diesen von der Humanität veredelten Katholizismus. Will man ein festes Datum, so kann man am besten das Jahr, in dem der Jesuitenorden erneuert wurde (1814), als Beginn des konsequenten Vordringens des Romanismus ansetzen. Wie er in der katholischen Kirche durch die Erneuerung der Scholastik, den Syllabus und die Unfehlbarkeitserklärung zum Siege gekommen ist, ist bekannt, und wie er auch im deutschen Katholizismus die Herrschaft an sich gerissen hat, liegt vor aller Augen. Aber daneben ist doch auch die andere Richtung nicht ausgestorben; sie beginnt vielmehr in den letzten Jahren sich von neuem zu regen — leise und vorsichtig genug, doch immerhin wahrnehmbar.

Es ist nicht ganz leicht, das Unterscheidende beider Richtungen mit einem Wort anzugeben. Am sichersten geht man, wenn man ihr Verhalten zur päpstlichen Unfehlbarkeit zum Kriterium nimmt. Beide — um mit dem Gemeinsamen zu beginnen — beugen sich der unfehlbaren päpstlichen Autorität. Aber während die Vertreter des reinen Romanismus das Schwergewicht der unfehlbaren Autorität möglichst weit ausdehnen, erkennt man bei den nichtultramontanen Katholiken das deutliche Bestreben, sie fest und bestimmt einzugrenzen. Dies ist der Gegensatz. Die einen argumentieren schlankweg: Der Papst ist unfehlbar. Die anderen behaupten: nur ganz bestimmte päpstliche Erlasse sind unfehlbar, — im übrigen herrscht Freiheit. Aus dem reformkatholischen Buch Ehrhards „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert", das seinerzeit heftige innerkatholische Kontroversen hervorrief, ist es klar ersichtlich, wie er das Unfehlbarkeitsdogma in diesem Sinne wendet: „Für den Katholiken hat die Unfehlbarkeitserklärung ihre *befreiende Wirkung* dadurch erwiesen, daß sie die Grenzen, innerhalb welcher die Tätigkeit des Papstes als des Oberhauptes der katholischen Kirche einen absolut verpflichtenden Charakter besitzt, genau umschrieben und *sehr enge gezogen* hat. Denn es ist damit zugleich festgestellt, daß alle ihre Tätigkeit außerhalb dieser Grenzen zeitgeschichtlichen und persönlichen Charakters ist." Mit einem Wort: Der Reformkatholizismus benutzt das Unfehlbarkeitsdogma (so weit es möglich ist) zur Befreiung, der Ultramontanismus zur Knechtung selbständigen religiösen Lebens.

Sehen wir uns nach den Gründen für das siegreiche Vordringen des Ultramontanismus um, so finden wir im wesentlichen diese. Immer gilt die Partei, die für Ausbreitung der Macht der kirchlichen Autorität eintritt, für die „frömmere". Es ist mehr als begreiflich, daß der Papst ihr erster Begünstiger ist. Und die entschlossen konsequenten Prediger fester Formen finden bei der Masse mehr Widerhall als die tastenden Ahner des Kommenden. Der religiöse Materialismus mit seinem Haften am greifbar Konkreten ist ja nicht bloß im Katholizismus in Blüte. Endlich waren die von einer Zentralstelle aus geleiteten, wohl disziplinierten Priesterscharen, die die Neuscholastik nach Deutschland importierten und dort mit großem Erfolge züchteten, ihren uneinigen Gegnern durch ihre Geschlossenheit und ihr systematisches Vorgehen überlegen. Denn der „citramontane" Katholizismus war keine feste, innere Einheit. — Und endlich noch eins; nicht das Unwichtigste. Mit dem Erstarken des konfessionell-katholischen Bewußtseins entdeckten viele, die sich ihres deutschen Ursprungs wohl bewußt waren, daß ihnen doch ein rechtes Verhältnis zur protestantisch-deutschen Kultur fehle. Bekennt es doch einer ihrer Besten, wiederum Ehrhard, mit voller Klarheit: „Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde für das deutsche Volkstum in seiner Beziehung zum positiven Christentum noch durch den Umstand äußerst verhängnisvoll, daß die Glanzperiode der deutschen Nationalliteratur — unter der geistigen Herrschaft der englischen, französischen und deutschen Philosophie stand, und in ihrer

Eigenschaft als klassische Literaturperiode einen bleibenden Einfluß auf das aufblühende Geistesleben der deutschen Jugend im Sinne der Grundlegung eines Zwiespaltes zwischen weltlicher Bildung und religiöser Erziehung besonders in den katholischen Teilen Deutschlands und in Deutsch-Österreich nur zu oft bis zur Stunde ausübt." Und in der Tat, ich glaube, ein vom positiven Glauben seiner Konfession erfüllter Katholik kann unsere klassische Literatur nur als fremdartig empfinden, geht es doch sogar orthodoxen Protestanten ähnlich. So sind die deutschen Katholiken, auch wenn sie sich unserer Kultur voll anschließen wollten, zum Teil doch von ihr ausgeschlossen; und so werden sie immer wieder dem Romanismus ausgeliefert, weil eben die romanischen Völker die Leitung der katholischen Kirche in Händen haben. Wenn wir die Dinge so betrachten, müssen wir Ehrhard Recht geben: „Im letzten Grunde ist sie (die Romanisierung der katholischen Kirche, die er teilweise einräumt) aber die Folge der deutschen Kirchenspaltung selbst, die in dem katholischen Deutschland ein selbständiges kirchliches Leben im Umfange der altchristlichen Provinzialkirchen nicht zur Entfaltung kommen läßt, weil die deutsche katholische Kirche nicht mehr die ganze deutsche Nation umfaßt und somit die Vorbedingung fehlt zu einer solchen relativen Selbständigkeit". Und wir können die Bitterkeit verstehen, mit der er hinzufügt: „Das ist also auch eine der „Segnungen" der Reformation, über die sich niemand mehr aufhält, als die Anhänger der Reformation selbst". In der Tat: es ist eins der schweren Opfer, ohne die die Segnungen der Reformation nicht zu erkaufen waren.

Wie mag das gegenwärtige Ringen des modernen, des citramontanen Katholizismus enden? — Versuchen wir es, das Bild einer möglichen Zukunft zu entwerfen, so wird es etwa diese Züge enthalten. Ist auch unsere deutsche Kultur im wesentlichen protestantisch, sind Deutschtum und Protestantismus auch aufs engste verbunden, so sind sie doch nicht prinzipiell identisch. An und für sich wäre es auch denkbar, daß der katholische Volksteil der Deutschen aus seinem eigenen Schoß eine eigene Kultur hervorbrächte. Und wiederum kann ich nicht anders als mit Ehrhard sagen: „Es ist eine Überhebung sondergleichen, wenn Anhänger der Reformation des 16. Jahrhunderts sich als die einzigen echten Kinder Germanias betrachten". Nur das Wort „sondergleichen" kann ich mir nicht aneignen; denn mancherlei gewichtige Ursachen sind zusammengetroffen, diese Überhebung hervorzubringen. Von hier aus ergäbe sich ein hoffnungsreicher Ausblick in die Zukunft, und die Weltgeschichte würde zum ersten Male das Phänomen erleben, daß ein Volk die Kraft hat, zwei Kulturen aus sich hervorzubringen. Aber wird es dazu im stande sein? Werden insbesondere die deutschen Katholiken den inneren Halt und den Schwerpunkt in sich selbst finden? Die Erfahrungen der letzten Jahre sind diesen Hoffnungen nicht sonderlich günstig. Die Entscheidung wird vor allem davon abhängen, ob es den Reformkatholiken unter der Unfehlbarkeit auf die Dauer möglich sein wird, ihre Bestrebungen mit gutem Gewissen, in innerer Übereinstimmung mit dem Wesen des Katholizismus fortzusetzen; oder ob sie stets nur die Wahl haben: den Bruch des Rückgrats oder den Bruch mit der katholischen Kirche zu vollziehen. Das sind Dinge, über die dem Nichtkatholiken kaum ein Urteil zusteht.

Wie dem auch sei und wie die Zukunft des Reformkatholizismus sich auch gestalten mag, eins lernen wir für die Gegenwart daraus: wir müssen scheiden zwischen dem ultramontan-romanischen Katholizismus, der ein neues Mittelalter heraufführen will, und dem Katholizismus, der nach einer dem Deutschen gemäßen Form ringt. Den letzteren müssen wir gewähren lassen. Sollte er einmal machtvolle Wirklichkeit werden, so werden die Berührungen mit ihm zwar nicht durchaus freundlich sein; aber es wird auch keine erbitterte Todfeindschaft zu bestehen brauchen. Den Ultramontanismus aber müssen wir als das werten und behandeln, was er seiner Absicht nach ist: als den Totengräber der modernen Kultur. Sein Ziel ist es: die protestantisch-deutsche Kultur durch die romanisch-jesuitische zu ersetzen, die im Mittelalter wurzelt.

G. Fittbogen.

„Christliche" Theologie und freier Protestantismus.

III.

Bevor ich daran gehe die beiden letzten Punkte, in denen ich des Unglaubens überführt sein soll, den Vorsehungs- und Unsterblichkeitsgedanken zu erörtern, muß ich einige Bedenken beseitigen, die meiner Fassung des Offenbarungsbegriffs gegenüber wohl erhoben werden können. Zunächst: ich bin von psychologischen und metaphysischen, also theoretisch-wissenschaftlichen Überlegungen ausgegangen, — aber kommt so wirkliche Religion zu stande? Heißt das nicht in der Tat an ihrer Stelle Philosophie und zwar eine ganz bestimmte Philosophie einschmuggeln? Zeigt also nicht die gegebene neue Darstellung, wie gerechtfertigt der prinzipielle Vorwurf war, den man gegen mich erhoben hat?

Nein, das „an Stelle" ist unter allen Umständen falsch. Auch der alte Rationalismus wußte, daß die Erkenntnis vom Dasein Gottes, die er mit Hülfe seiner Beweise zu vermitteln hoffte, noch nicht Gottesverehrung sei. Der Irrtum war im einzelnen Falle höchstens ein historischer, sofern nämlich der Dogmatiker im Widerspruch mit den Tatsachen annahm, der Weg, den er dem Jünger der theologischen Wissenschaft zeigen zu können glaubte, sei der nämliche, auf dem die Menschheit ursprünglich zu Gott gekommen ist.

Ich hoffe allerdings auch mit der Geschichte im Einklang geblieben zu sein, und worin sich mir das Göttliche erschließt, das, so meine ich, ist dem Menschen zu allen Zeiten Gottesoffenbarung gewesen, — lange ehe er Experimentalpsychologie trieb. Die Religion auf den niedersten Stufen ist teils Ahnen- und Geisterkult, teils knüpft sie an eine naive Beseelung der Naturobjekte an (Animismus). Bäume, Quellen und Steine werden zu belebten Wesen, denen man Opfer spendet und in deren Schutz man sich stellt. Oder man sieht in einem Tiere, z. B. der Schlange oder der Katze, den Ahnherrn des eigenen Stammes und begegnet ihm deshalb mit ehrfürchtiger Scheu (Totemismus). Ueberall also liegt die Überzeugung zu Grunde, daß die Natur uns nicht innerlich fremd, sondern wesensverwandt sei.*) Das eigene Ich ist dem Menschen von jeher das Licht gewesen, das ihm theoretisch wie praktisch das Dunkel der umgebenden Welt erleuchtete; in allem fand er sich selbst wieder. So hängen schon an der Wurzel Religion und Metaphysik aufs innigste zusammen, und wir erkühnen uns nicht, in modernen Forschungsresultaten der Frömmigkeit eine ganz neue Basis geben zu wollen, sondern verknüpfen sie mit einem nur der Form, nicht der Sache nach wandelbaren Urgedanken der Menschheit, mit demselben Gedanken, dem auch Goethe Ausdruck gibt in der Frage: „Liegt nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?"

Ähnlich ist uns die Idee einer einheitlichen Weltordnung nicht eigentlich Ergebnis der Wissenschaft — ebensowenig freilich eine bloße Hypothese —, sondern vielmehr die Voraussetzung aller Denkarbeit. In der schroffen Scheidung zwischen Vernunft und Erfahrung aber vermag ich lediglich ein Kunstprodukt des dogmatischen Supranaturalismus zu erblicken.

Ein zweites Bedenken ist ethischer Art: Können wir den Menschen, wie er sich der Erfahrung bietet, ohne weiteres als Selbstdarstellung Gottes gelten lassen? Das Göttliche ist das Heilige, der Mensch aber keucht unter der Last von tausend Mängeln und Gebrechen. Dieser Einwand beweist aber nur, daß wir das Individuum nicht isolieren dürfen. Wohl glaube ich den Weltgrund in der Tiefe meines eigenen Selbst zu erfassen, aber ebenso muß ich die andern vernunftbegabten Geschöpfe um mich her als mannigfaltige

*) Vgl. O. Pfleiderer, Religionsphilosophie³, 1896, S. 20.

Erschließungen seines Wesens ansehen. Vollkommen wird es sich daher überhaupt nur in der Gesamtheit enthüllen; d. h. aber nicht in der unendlichen Zahl der Einzelnen, sondern in einem großen Menschheitsbunde, dem „Reiche Gottes", das, wie wir hoffen, sich immer mehr auf Erden verwirklichen soll. Denn nur, wenn alle vorhandenen Kräfte zusammengefaßt werden, um sich gegenseitig zu verstärken, nicht aber, wenn sie sich im Dienste egoistischer Zwecke zersplittern und wechselweise aufheben, kommen die im geistigen Universum schlummernden Anlagen zur Entfaltung. Der Weltgrund kann also ganz nur als Weltziel begriffen werden: in ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge.

Als individueller Repräsentant der Gottheit aber kommt jedenfalls nur der „Mensch unter moralischen Gesetzen" in Betracht. Nun ist es gewiß nicht allen vergönnt, unmittelbar an den wichtigsten und umfassendsten Aufgaben zu arbeiten; wer nur im engsten Kreise Nützliches schafft, in irgend einem Berufe treu seine Pflicht tut, betätigt sich damit als Glied des sittlichen Reiches. Trotzdem wird uns — und damit nähern wir uns dem geschichtlichen Christentum um einen bedeutsamen Schritt — der Wille Gottes dort am anschaulichsten gegenübertreten, wo eine direkte Beziehung der Lebensarbeit auf das Ganze vorliegt und am allerklarsten offenbar in der Persönlichkeit, die ihn zum ersten Male den Menschen verkündigt und grundlegend verwirklicht hat, in Jesus Christus.

Es mag an dieser Stelle die Bemerkung eingeschaltet sein, daß ich volles Recht zu haben glaube, auch die von Jesus gebrauchte Bezeichnung Gottes als des „Vaters" in meine Gesamtanschauung herüberzunehmen. Einer unerlaubten Umdeutung des Sinnes, den dieses Symbol in Jesu Frömmigkeit gewonnen hat, würde ich mich nur dann schuldig machen, wenn ich es seines sittlichen Gehaltes entleerte und lediglich im Sinne der Antike verstünde, die ja ebenfalls Zeus den Vater der Götter und Menschen nennt. Nicht nur weil wir alle von Natur Zweige eines Stammes sind, sondern weil der Endzweck der Schöpfung, d. h. die höchste Stufe kosmischer Entwicklung, die wir uns zu denken vermögen, als ein Reich brüderlicher Liebe zu beschreiben ist, wenden wir, selbstverständlich im Bilde, diesen Namen auf den Weltgrund an.

Den Zentralgedanken von Gott und Gottes Reich sind nun nach meiner Überzeugung alle übrigen Vorstellungen, sofern sie sich wirklich auf der Höhe echter Religiosität halten wollen, ein- und unterzuordnen. Das gilt insbesondere hinsichtlich der beiden Lieblingslehren der Durchschnittsfrömmigkeit, des Vorsehungs- und des Unsterblichkeitsglaubens. Sie sind religiös durchaus wertlos, wenn sie, wie zumeist, lediglich aus der Sorge um die Erhaltung des eigenen lieben Ich erwachsen. Es ist einfach unfromm zu beanspruchen, Gott solle uns zuliebe seine ewigen Ordnungen über den Haufen werfen. Nicht in dem Sinne werden dem Gläubigen alle Dinge zum Besten ausschlagen, daß die Lebensumstände sich schließlich immer zu seinen Gunsten wenden, und die schwersten Schläge ihm erspart bleiben müßten, sondern er soll, sofern er ein „Christ" ist, sich alles zu seiner religiös-sittlichen Förderung dienen l a s s e n. Ob es wirklich geschieht, ist eine Charakterfrage. Gegenüber der eisernen Notwendigkeit des natürlichen Geschehens aber, zu der auch die Verkettung von Schuld und Strafe gehört, hat er sich zu beugen und das ergebungsvolle Wort seines Meisters nachzusprechen „Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe"! Ihm muß die Überzeugung genügen, daß das Gute als einende Macht immer siegreicher in der Welt vordringen und über die sich selbst zerfleischenden, weil tausendfältig gespaltenen Kräfte des Bösen am Ende triumphieren werde. Auf das kommende Reich Gottes bezieht sich der wahre Vorsehungsglaube, und nur soweit es dieses Ziel erfordert, wird sicher auch dem Einzelnen sein „nötiges Brot".

Was weiterhin den Glauben an die „Unsterblichkeit der Seele" betrifft, so wollen wir hier von jeder Prüfung seiner philosophischen Möglichkeit oder Unmöglichkeit absehen. Eines steht uns unzweifelhaft fest: Das Wesen der Frömmigkeit ruht nicht darin, daß man nach einem zeitlichen Leben hinter der Zeit ausschaut und — mit Schleiermacher zu reden — nur „weitere Augen und bessere Gliedmaßen" begehrt. Der Psalmist spricht: „Herr, wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde". Wenn wir in einem Menschen die Gottheit schauen, so hat er Ewigkeitswert, und kein Tod kann ihm den rauben, keine Lebensverlängerung im Diesseits oder Jenseits dazu etwas hinzubringen.

Das aber ist allerdings ein starkes Anliegen der Frömmigkeit, zu wissen, daß der Geist nicht gebunden ist an die zerbrechliche Hülle unseres Leibes und an unsere Erdenscholle, sondern, ob auch übermächtige kosmische Kräfte dermaleinst jede Spur vom Schicksal des Einzelnen oder des Menschengeschlechts verwischen, er doch von allen Schranken und Mängeln der zeitlichen Ausprägung befreit, eingebettet bleibt im Urgrund alles Daseins. Vergänglich ist an uns nur das kleine sinnlich bestimmte Ich mit seinen besonderen Gedanken und Wünschen: unvergänglich der Kern unseres Wesens, die „Persönlichkeit", der sittliche Wille. Nicht jene farbenreichen Bilder der Phantasie, nicht die endlose Dauer des Individuums ist mir daher die Hauptsache, sondern die „Ewigkeit des Geistes". Man kann sagen, der eigentliche Gehalt aller gläubigen Zukunftshoffnung ist der Gottesglaube selbst. Denen aber, die trotz alledem nicht loskommen von sinnlichen Vorstellungen und solche sogar dem Vertreter der theologischen Wissenschaft als ein kaudinisches Joch auf den Nacken legen wollen, möchte ich die Frage vorlegen, ob denn etwa die Lehre von der „Unsterblichkeit der Seele" biblisch oder bekenntnismäßig sei? Das Alte Testament weiß ähnlich wie die griechische Volksreligion nur von einem schattenhaften, freudlosen Dasein der Abgeschiedenen in der Unterwelt, dem Scheol. Das Urchristentum aber nimmt die pharisäischen Vorstellungen von einer Wiederbelebung der Leiber zur Teilnahme an der Herrlichkeit des messianischen Reiches auf, und ebenso behauptet in der Folgezeit die Kirche beider Bekenntnisse nachdrücklich die A u f e r s t e h u n g d e s F l e i s c h e s. Von einer bloßen Fortdauer der Seele, als eines einfachen und darum unzerstörbaren Wesens, hat im Anschluß an Platon erst wieder die Aufklärung geredet*). Die moderne Halbgläubigkeit, die vom philosophischen Erbe jener Epoche lebt, sollte daher etwas vorsichtig sein im Anzünden von Scheiterhaufen. —

Ich glaube hier abbrechen zu können. Ob es sich in meinem „Falle" wirklich nur um einen Kampf zwischen „Christentum" und „Atheismus", oder sagen wir besser zwischen den höchsten Anliegen der Frömmigkeit und einer oberflächlichen, religiös-inkompetenten Verstandeskritik gehandelt hat, das auf Grund dieser Ausführungen zu entscheiden muß ich dem Leser selbst überlassen. Sachlich decken sich selbstverständlich die hier vertretenen Ansichten mit denen meines Buches, wiewohl ich zugebe, daß die unumgänglich notwendige Aufräumungsarbeit dort den größten Teil des Raumes beansprucht, während die positive Darlegung des eigenen Standpunktes im Schlußkapitel nur die Grundlinien ziehen konnte. Aber selbst wenn man aus dem letztgenannten Umstande einen Tadel gegen den Autor herleiten wollte, so erklärt das für sich allein nicht die starke Erregung, die mein Buch ausgelöst hat.

Mir will es vielmehr scheinen, als hätte ich mich vor allem gegen die Grundsätze einer Theologie versündigt, die von Anfang an in der Religionsphilosophie „ein unterchristliches Konkurrenzunternehmen" zur Dogmatik erblickt und dem Liberalismus gegenüber ebenso eifrig ihren historisch-positiven Charakter, wie gegen jede Immanenz-Mystik die „Überweltlichkeit" Gottes betont hat, — aber trotzdem oder gerade deswegen der tiefsinnigsten Idee des Christentums, der Idee der Gottmenschheit, nie gerecht werden konnte. Dazu stimmt es auch, daß, als ich mich gesprächsweise auf Schleiermacher berief, dessen Gottesbegriff der meinige aufs nächste

* Für Paulus ist es ein schrecklicher Gedanke, nach dem Tode vielleicht nicht sofort mit dem Auferstehungsleib überkleidet, sondern „nackt" erfunden zu werden. 2. Kor. 5, 2 f.

verwandt sei, ich die Antwort erhielt, diese Theologie könne für uns Heutige nicht mehr maßgebend sein, weil wir inzwischen für das Spezifisch-Christliche ein besseres Verständnis gewonnen hätten!

Nun liegt mir nichts ferner als die Verdächtigung, meine theologischen Gegner seien durch irgendwelche andere Rücksichten, als durch die aufrichtige Sorge um die evangelische Kirche unseres Landes und ihre zukünftigen Diener zu ihrem Vorgehen bestimmt worden, — denn wer ist sich der historischen Bedingtheit des eigenen Urteils bis ins einzelne hinein bewußt? — aber ich kann doch meinerseits mit prinzipiellen Bedenken gegen die darin sich kundgebende Tendenz nicht zurückhalten: Ist es richtig, die Studierenden der Theologie gegen alle Einflüsse schützen zu wollen, die man selbst für irreführend hält? Führt nicht der damit eingeschlagene Weg schnurstracks zum Priesterseminar? Ist er nicht das beste Mittel, um Schleiermachers trübe Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen, der den Knoten der Geschichte so auseinandergehen sah: Das Christentum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Und endlich, was ist von der Zukunft eines Protestantismus zu hoffen, der dem Redner über Religion als eingeschlichenem falschen Bruder die Türe weist? Anstatt christlicher sein zu wollen wie er, sollte man doch endlich von ihm lernen, daß in der Religion nicht bestimmte „Vorstellungen“ die Hauptsache sind,*) sondern die Sammlung des Gemüts im Anblicke des Ewigen.

Fr. Lipsius.

Paul Rabaut.

Ein Bild aus der Geschichte der reformierten Kirche Frankreichs während des 18. Jahrhunderts.

II.

Als Paul Rabaut zum Pastor in Nimes gewählt worden war, waren die reformierten Kirchen Südfrankreichs aufs eifrigste bemüht, sich eine festere Organisation zu schaffen. Die ersten Synoden setzten sich zusammen aus einer kleinen Anzahl von Pastoren und Abgeordneten aus Dauphiné und Languedoc; doch schlossen sich bald die Synoden von Vivarais und den Cevennen an. Schon im Jahre 1744 veranstaltete man eine größere Zusammenkunft, welche den Namen Nationalsynode erhielt. Zahlreiche Provinzen waren auf derselben durch Geistliche oder Älteste vertreten, — unter den Vertretern des niederen Languedoc finden wir auch Paul Rabaut. Man versammelte sich am 18. August 1744 — es war inmitten des Krieges. Das englische Geschwader bedrohte die Küste der Provence. Die Synode wurde — besonders auf Anregen von Rabaut — damit eingeleitet, daß dem König das Gelübde der Treue und Ergebenheit abgelegt wurde. Sein ganzes Leben lang war Paul Rabaut bestrebt, seine Glaubensgenossen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit zu ermahnen, sie von verzweifelten Plänen zurückzuhalten und immer wieder Ruhe und Ordnung zu schaffen. Gerade dadurch hat er seinem Vaterland in jenen furchtbaren Zeiten der Glaubenskriege ungeheure Dienste geleistet. Seinen Bemühungen war es auch zu danken, daß auf der Nationalsynode 1744 die Resolution gefaßt ward, daß am Ende des Jahres ein feierliches Gebet in allen reformierten Kirchen des Königreichs abgehalten werden sollte für die Erhaltung der geheiligten Person des Königs, für den Erfolg seiner Waffen, für die Beendigung des Krieges und die Befreiung der Kirche. Alle Pastoren sollten wenigstens einmal im Jahr eine Predigt halten über die Notwendigkeit der Unterwerfung unter die weltliche Macht. Man beschloß ferner, dem König eine Bittschrift im Namen aller Protestanten des Königreichs zu überreichen und eine Apologie, um die Kirchen und die religiösen Versammlungen zu rechtfertigen. Paul Rabaut hebt in seinen Aufzeichnungen besonders den sechsten Artikel hervor, wonach die Pastoren und Prediger sich enthalten sollten, in ihren Reden irgend einen dogmatischen Streitpunkt ausdrücklich zu behandeln. Kein Pastor sollte auf irgend einen literarischen Angriff erwidern — ohne die Zustimmung zweier benachbarter Kollegen und des Konsistoriums der Hauptkirchen seines Departements. Die Gläubigen wurden ermahnt, ihre Leiden mit Geduld zu tragen und keinerlei Anstoß zu geben durch Arbeit an den Festtagen. Besonders bemerkenswert erscheint auch der zehnte Artikel, in welchem empfohlen wird, die religiösen Versammlungen möglichst am Tage abzuhalten, um dadurch die Reinheit der Intentionen der Reformierten zu dokumentieren. Diese Bestimmungen, welche dahin zielen, die Fahne des Protestantismus rein und unbefleckt zu erhalten, sind in erster Linie das Werk Rabauts gewesen. Es kann nicht genug betont werden, von welch weittragender Bedeutung dies für die Entwicklung der religiösen Dinge in Frankreich geworden ist. — Die Nationalsynode vom Jahre 1744, zu deren Beschlüssen Paul Rabaut wesentlich beigetragen hat, war die größte, umfassendste und bedeutsamste Versammlung, welche die „Kirchen der Wüste“ seit der Aufhebung des Edikts von Nantes abgehalten hatten. Aber trotz ihrer besonnenen Beschlüsse gab diese Synode Anlaß zu neuen heftigen Verfolgungen. Sei es, daß der Hof durch dieselbe erschreckt wurde, sei es, daß der Klerus auf stärkere Abwehrmaßregeln drang, im Februar 1745 erschienen neue Verordnungen gegen die Reformierten — noch grausamer als die vom Jahre 1724. Es wurde nicht nur die Todesstrafe gegen die Geistlichen und lebenslängliche Galeerenstrafe gegen die, welche ihnen Schutz gewährten, ausgesprochen, sondern über alle Protestanten des Ortes, an welchem ein Pastor gefangen genommen ward, eine Geldbuße von 3000 Livres verhängt. Was die Versammlungen betrifft, so war es nicht mehr nötig, sich daran beteiligt zu haben, um eingekerkert zu werden und das Vermögen zu verlieren, — es genügte schon, sie nicht angezeigt zu haben. — Es erscheint kaum glaublich, daß gegen Mitte des 18. Jahrhunderts derartige Gesetze erlassen werden konnten. Es war ein neuer unerhörter Ansturm des jesuitisch-molinistischen Geistes gegen die Freiheit des Gewissens und die Heiligkeit des persönlichen Glaubens, — welchen die Reformation Luthers unter schweren, welterschütternden Kämpfen zum Siege verholfen hatte. Der Geist des Ignatius von Loyola schien wieder auferstanden und drohte jede selbständige religiöse Regung, jede individuelle Kraft zu ersticken. Aber der gewaltige Ansturm mißlang — er scheiterte an der felsenfesten Standhaftigkeit und todesmutigen Aufopferung, mit welcher die Protestanten Frankreichs die Güter der Reformation, die von den Vätern schwer errungenen, verteidigten. Seit jenen unerhörten Verordnungen von 1745 wurden die Verfolgungen immer heftiger. Die Wegführungen von Kindern wurden immer zahlreicher — besonders in der Normandie. In grausam-barbarischer Weise ward dieser Kinderraub vollzogen. An der Spitze einer Häscherschar erschienen in der Nacht die katholischen Geistlichen der Parochie. Wenn die Türe nicht sogleich geöffnet ward, so zertrümmerte man sie, — dann drangen die Soldaten ein, — mit dem Säbel in der Faust, mit Flüchen auf der Zunge, stießen alles um, ihre Beute zu entdecken, verhöhnten die um Hülfe flehenden Mütter in ihrer Verzweiflung, schlugen die Väter, die es wagten, sich zu beklagen, rissen die Kinder hinweg, insbesondere junge Mädchen, und schleppten dieselben in die Klöster. Die Eltern mußten eine entsprechende Geldsumme zur Unterhaltung zahlen — und, wenn eines der Opfer entkam, so wurden sie dafür verantwortlich gemacht. Diese Grausamkeit hatte eine neue Auswanderung zur Folge. Sechshundert Familien aus der Normandie verließen das Königreich. — Überall wurden die religiösen Versammlungen aufs heftigste verfolgt. Am 17. März 1745 stürzten sich — so erzählt Paul Rabaut — zwei Abteilungen von Dragonern auf eine solche Versammlung, gaben Feuer, töteten mehrere Personen und verwundeten eine große Anzahl. Ähnliche Szenen ereigneten sich an vielen Orten. Das Parlament von Grenoble, welches sich unerbittlich zeigte, verurteilte in den Jahren 1744—46 allein 300 Personen teils zu lebenslänglichem Gefängnis, teils zu den Galeeren, ja sogar zum

Tode. Die Geldstrafen sind ungeheure. In einer an den König gerichteten Bittschrift vom Jahre 1750 erklärten die Protestanten der Dauphiné, daß sie mehr als 200 000 Livres bezahlen mußten — eine unerhörte Summe. Nimes, wo Rabaut Pastor war, zahlte allein über 60 000 Livres. Am meisten hatten die Geistlichen zu leiden, — drei derselben wurden in den Jahren 1745 und 1746 zum Tode verurteilt. Paul Rabaut, dessen Leben wiederholt in Gefahr war, entging glücklicherweise — wie durch eine providentielle Fügung — diesem beklagenswerten Geschick. Es ist bewundernswert, mit welchem Mut er allen Gefahren entgegenging. Obwohl sein Haupt fortwährend von dem Damoklesschwert seiner Gegner bedroht war, — zeigte er stets eine Sicherheit, eine Zuversicht, eine Festigkeit und Ausdauer, die ihm nur der Glaube an eine große Sache, an den Sieg des reformierten Bekenntnisses verleihen konnte. Schon bei Beginn seiner Tätigkeit wußte er wohl, welchen Entbehrnngen und Leiden er entgegenging. So schreibt er Ende 1746 an den Intendanten Lenain von Languedoc: „Indem ich mich zum geistlichen Beruf in diesem Königreich entschied, wußte ich wohl, welchen Gefahren ich mich aussetzte.“ Er hat sich stets als ein dem Tode geweihtes Opfer betrachtet. Keine menschliche Überlegung wäre fähig gewesen, ihn einen solchen Entschluß fassen zu lassen, — aber er glaubte, das Beste zu tun, dessen er fähig war, indem er sich dem Beruf eines Pastors widmete. Die Not seiner Glaubensgenossen ging ihm zu Herzen. Er fürchtet, daß sie ohne geistliche Leitung entweder dem Fanatismus verfallen, der fruchtbaren Quelle aller Unordnung oder der Indifferenz, und Verachtung jeglicher Religion. Er hat nichts versäumt — soviel in seinen Kräften stand, seine Brüder zu belehren und für ihre große Sache zu begeistern. „Ich habe mich besonders bemüht“, — schreibt er in dem oben genannten Briefe an Lenain, „auf Grund der Fundamentalwahrheiten der Religion die wichtigsten Pflichten der Moral zu predigen. Ich habe in meinen Reden ausdrücklich gesprochen vom Gehorsam und der Treue gegen den Fürsten . . . . Euer Gnaden wird mir zu sagen gestatten, daß ich nichts vernachlässigt habe, um die Protestanten zur Unterwerfung zu erziehen und zur Geduld.“ — Es war der bejammernswerte Zustand der reformierten Kirchen, der ihn seine Kraft unermüdlich verzehren ließ im Dienste seiner Brüder. Es läßt sich kaum beschreiben, wie der verehrungswürdige Mann bei Tag und Nacht arbeitete, um den Kirchen der Wüste zum Siege zu verhelfen. Bei einem Blick in seine Tagebücher staunt man über die Fülle der Tätigkeit, die er entfaltete. Bald hielt er Versammlungen unter den größten Gefahren,*) bald veranlaßte er kleinere und größere Bittschriften an den König. Besonders bemerkenswert ist die Petition vom Jahre 1750, welche von Paul Rabaut und noch sieben anderen Geistlichen unterzeichnet war. Sie bedeutete ein ungeheures Wagnis. Auch hier spricht Rabaut es wieder aufs deutlichste aus, daß die Reformierten nicht von revolutionären Absichten bei ihren religiösen Versammlungen geleitet würden, sondern einzig und allein von dem unausrottbaren Bedürfnis nach gemeinsamer öffentlicher Verehrung des höchsten Wesens, das ewig glücklich machen oder verdammen könne. Gerade bei diesen Zusammenkünften würden die Protestanten belehrt über ihre Pflichten gegen Gott und den König. „Wir schwören es“, — so heißt es wörtlich in dieser denkwürdigen Schrift**), — „wir bezeugen es vor Gott, der die Herzen kennt, daß es keineswegs der Geist der Revolution und Empörung ist, der uns treibt, unsere religiösen Versammlungen zu halten, sondern einzig nur der Glaube, daß es unbedingt nötig ist, dem höchsten Wesen eine gemeinsame Verehrung darzubringen. Vielmehr — wir wagen es Eurer Majestät zu versichern, daß es in ihrem Interesse und in dem des Staates liegt, daß die Protestanten irgendwie eine Religionsübung haben. Denn hierbei belehren sie ihre Geistlichen über das, was sie Gott, Eurer Majestät und ihren Nächsten schuldig sind. Dort entwurzelt man die Unwissenheit und dämpft dadurch auch den Fanatismus, welcher die Folge von jener ist — eine furchtbare Quelle der größten Verwirrungen.“ . . . . . . „Wenn wir ohne Religion und Gottesfurcht wären“ — heißt es zum Schluß — würden wir die Wohltaten der Gesetze genießen, aber, weil wir das höchste Wesen verehren und ihm zu gefallen suchen, werden wir wie Feinde des Staates behandelt; Eure Truppen verfolgen uns in den Wüsten, wie wenn wir wilde Tiere wären; man zieht unsere Güter ein, man nimmt uns unsere Kinder weg, man verdammt uns zu den Galeeren und, obgleich unsere Geistlichen uns unaufhörlich ermahnen, gute Bürger und gläubige Untertanen zu sein, setzt man einen Preis auf ihren Kopf und, wo man sie ergreifen kann, verurteilt man sie zum Tode.“ — — — Wir dürfen wohl sagen, daß diese denkwürdige Schrift durchaus von dem Geiste Paul Rabauts erfüllt ist, dem Geist der Mäßigung und Besonnenheit — aber auch der Entschiedenheit und Festigkeit, wo es gilt, das Heiligste zu verteidigen — die Glaubens- und Gewissensfreiheit. — Es ist der Aufschrei des gewaltsam unterdrückten Gewissens, den wir hier vernehmen, des Gewissens, das sich niemals das Recht rauben läßt, seinen Gott mit anderen zu bekennen, es ist ein Protest gegen eine unerhörte religiöse Vergewaltigung, der hier von dem würdigsten Vertreter der reformierten Kirche Frankreichs in jener Zeit im Namen seiner Glaubensgenossen erhoben wird, — ein ewig denkwürdiges Zeugnis evangelischen Bekennermutes.

Aber auch diese Bittschrift an den König hatte keinen Erfolg. Mit unglaublicher Verblendung fuhr man fort, die Reformierten zu verfolgen. Ein neuer Kamisardenkrieg drohte im Süden Frankreichs auszubrechen. Die Geduld der protestantischen Bevölkerung, die schon so oft auf die härteste Probe gestellt worden war, schien endlich erschöpft zu sein. Ein allgemeiner Aufstand wäre ausgebrochen, — wenn nicht Paul Rabaut seinen mächtigen Einfluß geltend gemacht und die Gemüter beruhigt hätte. Er schrieb an den Intendanten von Languedoc, daß er irgendwelche Gewaltmaßregeln von seiten seiner Glaubensgenossen aufs lebhafteste bedauere, daß er dieselben stets zur Geduld ermahne und weit davon entfernt sei, auch nur den leisesten Gedanken an einen Aufstand in ihnen zu erwecken. Er wiederhole es immer wieder, die einzigen Waffen, von denen sie Gebrauch machen sollten, seien ihre Gebete und die Tränen einer aufrichtigen Reue. Wenn es Gott gefalle, werde er das Herz ihrer Feinde bezwingen. Niemals habe er andere Grundsätze — weder öffentlich, noch heimlich — verfolgt*). In gleichem Sinne äußert sich Rabaut in einem anderen Schreiben aus dieser Zeit. Einige Reformierten hatten in ihrer Verzweiflung mehrere katholische Priester angegriffen, weil sie dieselben als die erste und vornehmste Ursache ihrer Leiden ansahen. Paul Rabaut tadelt dieses gewaltsame Vorgehen. „Ich habe es oft gesagt“, — schreibt er an Herrn von Chazel 1752,**) — „daß man dem König alles opfern müsse, ausgenommen das Gewissen.“ Mit aller Kraft suchte er zu verhindern, daß seine Glaubensgenossen bei ihren religiösen Versammlungen Waffen trugen. Er wird nicht müde, ihnen die Religion, die Humanität, die Pflicht der Unterwerfung ins Gedächtnis zu rufen, um die Waffen ihren Händen zu entwinden. Er betrachtet es — wie er selbst sagt — als seine besondere Aufgabe, die Geister zu beruhigen (calmer les esprits). Er hat durch seinen Einfluß den drohenden Religionskrieg verhindert. Den Bestrebungen Rabauts kam der Marquis von

---

*) Am 15. November 1750 — schreibt er — berief ich eine Versammlung bei Saumade, zwei Stunden von Nimes, — die durch Soldaten gestört wurde. — Am 22. November desselben Jahres hielt ich eine Versammlung in Fon-Francon, — wo man ebenfalls die Flucht ergreifen mußte. — Am 20. Dezember wurden von uns sieben Personen gefangen genommen bei einer Versammlung und nach Nimes gebracht. A c . . . — cf. Das Tagebuch Rabauts vom Jahre 1750!

**) cf. Manuscrits de P. Rabaut.

* cf. Manuscrits du Rabauts; ses lettres à divers 1744—1794 avec notes par Ch. Dardier. 2 vols. Paris 1891.

**) In einem Briefe vom 21. August 1752.

Paulmy d'Argenson entgegen, der in dieser Zeit eine Inspektionsreise durch die südlichen Provinzen machte. Paul Rabaut benutzte die Gelegenheit, um diesem geschickten Minister eine Bittschrift zu überreichen. Am 19. September 1752 erwartete er bei Nimes den Wagen desselben und überreichte die Schrift der Reformierten. Der Marquis hätte ihn ergreifen und hinrichten lassen können als einen Geächteten, — aber er verwunderte sich über die Festigkeit und Würde des Pastors und versprach ihm, seine Schrift dem König selbst zu übergeben. In diesem interessanten Schreiben rechtfertigt Rabaut die Versammlungen der „Wüste". Es heißt darin: Wenn wir unsere religiösen Zusammenkünfte in den Städten und Flecken halten könnten, würden wir uns nicht in den Wüsten versammeln, wo wir zu leiden haben unter der eisigen Kälte des Winters und der glühenden Hitze des Sommers. Aber wir ziehen den Aufenthalt der Tiere dem der Menschen vor, weil jene weniger grausam sind als diese. Trotz unserer Wachsamkeit und unserer Vorsichtsmaßregeln kommt es oft vor, daß wir durch die Truppen Eurer Majestät überfallen werden. Und wie werden wir dann behandelt? Sie werden es kaum glauben können, Majestät, — Ihre Offiziere und Soldaten begnügen sich nicht damit, unsere Versammlungen zu zerstreuen und in die Flucht zu treiben, — sie schießen auf dieselben wie auf eine feindliche Armee, verfolgen die Flüchtigen und führen diejenigen ins Gefängnis, denen es nicht möglich ist, zu entrinnen. Und alle diese Grausamkeiten üben sie aus gegen Leute, die keine anderen Waffen tragen als ihre religiösen Bücher. — — — Eine große Anzahl ist gefangen und verurteilt, die Männer zu den Galeeren, die Frauen zu lebenslänglichem Gefängnis in dem Turm von Aigues-Mortes . . . . Man begnügt sich nicht damit, uns selbst zu berauben, man geht in der Grausamkeit so weit, uns unsere Kinder zu entreißen, um sie in Klöster oder Seminare zu bringen . . . . Nichts ist geeigneter, die Protestanten zu entmutigen und zur Verzweiflung zu bringen.

Carl Lamb.

Gutgemeint.

Ein Mitarbeiter stellt uns folgenden Brief zur Verfügung. Wir veröffentlichen denselben nicht, um unseren Lesern eine heitere Minute zu verschaffen, sondern um auch an diesem Beispiele mit Bedauern zu konstatieren, wie der naiven Orthodoxie für unsere vom Buchstaben befreite Frömmigkeit jedes, aber auch jedes Verständnis mangelt. Der Schreiberin ist es offenbar gar nicht zum Bewußtsein gekommen, in welchen gutgemeinten Anmaßungen ihr Eifer mit Unverstand sich ergeht. Der Brief lautet folgendermaßen: Sehr geehrter Herr Pfarrer! Vor längerer Zeit kam mir Ihre Schrift „Kurz und erbaulich" in die Hände. Leider übersah ich das Vorwort, und glaubte ein von einem wahren Diener Gottes verfaßtes Buch zu lesen, bis ich dahin kam, wo ich deutlich erkannte, daß Sie den Heiland und Erlöser der Welt, ja meinen und auch Ihren Erlöser, als einen nur natürlichen Menschen hinstellen. Dann erst las ich das Vorwort! O, wie war mir so weh ums Herz. Ich stand mit dem Buch vor dem Feuer, um es zu vernichten, damit nicht hier oder da das Fünklein kaum angefachten lebendigen Glaubens dadurch vernichtet würde. Und dennoch tat es mir leid, es zu verbrennen, da der teure Name meines geliebten Heilandes so oft darin enthalten war, und ich legte es fort, sorgte aber dafür, daß es nicht in andere Hände kam. Nun pflegte ich vor kurzer Zeit eine Dame; es fügte sich, daß wir mit unserer Unterhaltung auf religiöses Gebiet kamen, und sie sagte mir ganz offen ihre Ansicht darüber. Ich sagte: „So, das ist ja die Lehre des Pfarrers S. in Br." Die Dame fragte, woher ich Sie kenne. Auf meine Antwort: „Aus einer von ihm verfaßten Schrift!" sagte sie: „Er war mein Seelsorger und hat mich seiner Zeit konfirmiert." Ich fühlte, daß sie mit großer Verehrung an ihrem Seelsorger hängt. Im Laufe des Gesprächs sagte sie zu mir: „Schwester, wenn es wahr ist, was Sie sagen: Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden (Apostelgeschichte 4, 12) und Er wird Sein Volk selig machen von ihren Sünden (Matth. 1, 21), so werde ich nie selig, denn ich glaube dieses nicht, und werde es nie glauben, obwohl ich zugebe, daß Sie glücklicher sind." Mir tat diese arme Frau sehr leid, da der Unglaube gar sehr tief Wurzel gefaßt hat. Und nachdem ich Ihnen dieses vorher gesagt, damit Sie den Beweggrund meines Schreibens kennen, möchte ich angesichts der Tausende von Seelen, die Ihnen anvertraut sind, mir eine Frage erlauben. Werter Herr Pfarrer! Haben Sie angesichts der schweren Verantwortung, die einen Hirten, Leiter und Führer einer Gemeinde trifft, sich je vor dem allmächtigen Gott die Frage gestellt: „Führe ich die Seelen recht?" Vertreten Sie nicht Ihre eigene Ansicht, anstatt in Beweisung des Geistes und der Kraft das reine unverfälschte Gotteswort zu bringen? Sind Sie je der Weisung des Herrn (Jeremias 33, 3) nachgekommen? Wird nicht einst das siebenfache Wehe des Herrn, unter welchem Er auch sagt: Wehe euch verblendeten Leitern! Sie treffen, und werden nicht einst Tausende von verlorenen Seelen Ihnen fluchen im ewigen Verderben, während Sie selbst die ewigen Qualen zu erdulden haben? Was ist in den Worten Offenbarung Johannes 22, 18 u. 19 gesagt? Nun, werter Herr Pfarrer, um diese Zeilen, die ich mir an Sie zu richten nicht erwehren konnte, weiß außer Gott und mir nur noch ein in der Stille treu wirkendes Gotteskind, mit dem ich mich verbunden, vor unserm himmlischen Vater Sie bittend zu vertreten. Werfen Sie, bitte, dieselben nicht als die eines der Wissenschaft unkundigen und unstudierten weiblichen Wesens beiseite, ohne das Gesagte zu prüfen. Vor bereits 16 Jahren habe ich die Gnade und Liebe meines Herrn und Meisters an meinem Herzen erfahren, und darf mich zu den Unmündigen zählen, von denen der Herr Matth. 11, 25 spricht. Meinen Namen nenne ich Ihnen nicht, denn ich möchte keine Diskussion, sondern es ist mein inniger Wunsch und Flehen zum Herrn, daß Er selbst, der Herr, Ihnen Klarheit über die gestellten Fragen geben möge. Dem treuen Gott befohlen!

Eine Pflegeschwester in B.

Erklärung.

Der Aufsatz des Herrn Lic. Fr. Lipsius in Nr. 29 des „Protestantenblattes": „Christliche" Theologie und freier Protestantismus" nötigt mich, da er am Eingange speziell auf mich Bezug nimmt, zu einer Erklärung, damit nicht der Schein entsteht, als suche ich in Jena die Freiheit des theologischen Forschens und Lehrens zu beschränken und zu unterdrücken.

In der Tat habe ich im vorigen Herbste mit Herrn Lic. Lipsius sein damals neu erschienenes Werk: „Kritik der theologischen Erkenntnis" besprochen und ihn gebeten, zu erwägen, ob es nicht noch jetzt für ihn geraten sei, den Übergang aus der theologischen in die philosophische Fakultät zu suchen. Ich tat das aus eigenster Initiative, privatissime, nur von dem Interesse getrieben, dem Kollegen, dem ich in Anbetracht unseres bisherigen persönlichen Verhältnisses freundschaftlichen Rat geben zu dürfen meinte, durch offene Aussprache dienlich zu sein.

Herr Lic. Lipsius bezeichnet die Summe dessen, was gegen seine Position eingewendet sei, mit folgenden Worten: „Die Punkte der gegen mich erhobenen Anklage sind im einzelnen folgende: Formell wird beanstandet, daß ich, anstatt meinen Standpunkt von vornherein innerhalb der geschichtlichen Gemeinschaft zu wählen, an die Erörterung der Probleme herangegangen bin wie an jede andere Untersuchung, d. h. also, soweit dies überhaupt möglich und sinnvoll ist, voraussetzungslos. Ich sei demnach lediglich Religionsphilosoph, nicht Dogmatiker. — Materiell werden

mir drei Hauptketzereien vorgeworfen: ich glaubte nicht an einen persönlichen Gott, ich leugnete die Vorsehung und die Unsterblichkeit der Seele."

Richtig ist, daß meine Bedenken — „Anklagen" habe ich nicht erhoben — sich auf diese drei letztgenannten Punkte der Anschauung des Herrn Lic. Lipsius bezogen. Aber ich muß mich durchaus dagegen verwahren, daß ich auch die vorher bezeichnete „formelle", gegen das Prinzip der voraussetzungslosen wissenschaftlichen Untersuchung gerichtete Beanstandung ausgesprochen hätte. Da liegt ein großes Mißverständnis vor. Auch ich betrachte es als selbstverständlich, daß der wissenschaftliche Forscher nicht von vornherein seinen Standpunkt innerhalb einer geschichtlichen Gemeinschaft nehmen darf, sondern mit möglichster Voraussetzungslosigkeit die Probleme untersuchen und die geschichtlich überlieferten Standpunkte kritisch in Frage ziehen muß. Sonst hätte seine Arbeit keinen wissenschaftlichen Wert. Auch die protestantische Theologie bedarf dieser allein wissenschaftlichen Arbeitsmethode. Nur eine von unbefangenstem Wahrheitssuchen geleitete theologische Arbeit kann für die evangelische Kirche wahrhaft förderlich werden.

Aber man muß auch die praktischen Konsequenzen seiner wissenschaftlich erworbenen Überzeugung ziehen. Das Christentum ist nun einmal eine geschichtliche Religion mit einer religiösen Weltanschauung besonderer Art. Nicht alle religiösen und philosophischen Anschauungen, die vom einzelnen in gewissenhafter kritischer Arbeit erworben sind, sind mit dem Christentum vereinbar. Wer bei seiner Kritik der theologischen Erkenntnis zu der Überzeugung gelangt, daß es mit so fundamentalen Glaubensgedanken des Christentums, wie dem Glauben an einen persönlichen Gott und an seine väterlich liebende Vorsehung und dem Gedanken, daß die einzelne Menschenseele für Gott Wert hat und von Gott zum ewigen Leben bestimmt ist, nichts ist, — der hat wohl Anlaß zu der ernstlichen Überlegung, ob er noch so fest auf dem Boden des Christentums steht, daß er als Lehrer speziell der systematischen Theologie aufzutreten ein inneres Recht hat.

Meine Aussprache mit Herrn Lic. Lipsius bezweckte lediglich, ihn zur eigenen Erwägung dieser schwierigen Frage zu veranlassen. Ich weiß, wie unendlich schwer es ist, die Grenzen zu ziehen, wo einer aufhört, auf dem Boden des Christentums zu stehen. Mir liegt es völlig fern, in solcher Frage meinerseits für andere eine Entscheidung geben oder über ihr Verhalten richten zu wollen. Das muß jeder mit seinem eigenen Gewissen abmachen. Mein Rat war eine durchaus unmaßgebliche Meinungsäußerung. Für mich kam bei diesem Rate auch nicht nur das jüngste Buch des Herrn Lic. Lipsius in Betracht, sondern zugleich der Gesamteindruck, den ich aus seiner bisherigen literarischen Wirksamkeit gewonnen hatte, daß sein wissenschaftliches Interesse mehr auf das Philosophische als auf das Theologische gerichtet sei. Ich berücksichtigte auch, ob sich ihm bei dieser seiner Interessenrichtung in der theologischen oder in der philosophischen Fakultät größere Chancen des Vorwärtskommens in der akademischen Laufbahn böten. Ich weiß, daß auch Autoritäten auf dem Gebiete der Philosophie, die er um Rat anging, aus den gleichen Erwägungen zu der gleichen Schlußfolgerung gekommen sind, wie ich. Er schreibt jetzt, daß er „aus äußeren Gründen sich dem Wunsche der jetzt maßgebenden Persönlichkeiten gefügt habe". Ich habe meinerseits den „Wunsch", daß er aus der theologischen Fakultät ausscheide, weder gehabt noch geäußert. Ich habe auch nicht die geringste indirekte Pression auf ihn ausgeübt. Ob er weiter in der theologischen Fakultät verbleiben will, hängt auch jetzt ganz allein von ihm selbst ab. Ihm ist bisher nicht und wird auch weiterhin nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt, in der theologischen Fakultät zu lesen, was er wünscht. Von Fakultätswegen ist die Frage, ob er weiter Privatdozent für das Fach der systematischen Theologie bleiben könne, überhaupt nie erörtert worden.

Jena, 21. Juli 1905. D. H. H. Wendt.

Vom Büchertisch.

Johanna Schopenhauer. Von Laura Frost. Berlin 1905. Schwetschke u. Sohn. 117 S. Brosch. 2,80 ℳ.

Laura Frost, die mit ihrem Buche „Aus unseren vier Wänden" sich der Gemeinde des „Protestantenblatt" aufs beste bekannt gemacht hat, schildert uns hier in anmutiger Weise ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Die Disharmonie zwischen Johanna und ihrem großen Sohne wird psychologisch begründet, indessen zwischen den Zeilen findet eine Mutter auch die Anweisung, wie solche Disharmonie hätte überwunden werden können. Darum ist auch dies Buch ein Buch für Mütter. Auf Seite 108 fehlt etwas. Hat der Setzer hier etwas fortgelassen? Ich finde den Preis zu hoch. Gebhardt.

Kirche, Staat und Schule. Von Prof. Dr. Wilhelm Rein in Jena. Pan-Verlag. Berlin. 28 S. 1 ℳ.

Das Heftchen enthält eine wissenschaftliche Untersuchung über die Wechselbeziehung von Kirche, Staat und Schule mit dem Resultat, daß die Schule Sache des Staates ist. Aber der Staat ist begrenzt durch die Persönlichkeit und die Familie. Und gelten muß für Staat und Kirche: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Denn Religion, Wissenschaft, Kunst werden von Individualitäten hervorgebracht. Der Staat wie die Kirche können da nur organisieren. Gebhardt.

Los von Rom-Predigten. Von Paul Klein, Stadtpfarrer in Mannheim. München, Lehmanns Verlag.

Der frühere Vikar von Turn, dem Österreich keine Heimatsrechte gewähren wollte, hat 13 Predigten aus der Evangelisationsarbeit in Österreich veröffentlicht. Es sind, wie er selbst sagt, keine homiletische Musterbeispiele. Das ist richtig. Sie sind nicht gleichmäßig lang, haben nicht immer ein ausgeprägtes Thema mit offiziell angekündigten Teilen. Eine hat gar keinen Text. Die erste (und beste) Predigt hat gar kein Thema und gar keine Teile. Eine eigentliche, festbegrenzte konsequente Dogmatik ist auch nicht darin. — Gott sei Dank! sage ich, daß die Pedanten nichts von ihren Herzenswünschen vorfinden.

Aber, sagt der Verfasser: „Hinter dem Worte stand ich selbst mit meiner Seele und meinem besten, ehrlichsten Wollen!" Ja, das fühlt der Leser. Und die Hörer müssen es noch viel tiefer und freudiger empfunden haben. Und ich meine, darin liegt überhaupt der wahre Wert unserer Predigten. Dies ist das Eine, was not tut. Alles andere folgt aus dem persönlichen Lebensgang: Die Bezugnahme auf unsere Zeit, die Berücksichtigung der Ortsgemeinde, ihrer besonderen Bedürfnisse, das Eingehen auf die Seelsorge. Predigten, die einer ebensogut mit 70 Jahren wie mit 25, in Berlin wie in der Kleinstadt, heute oder vor 50 Jahren halten könnte, taugen keinen Pfifferling. — Wer die Predigten des jugendlichen Verfassers liest, wird daran seine Freude haben. Namentlich Kandidaten und junge Pastoren können daraus lernen, worauf es allein ankommt. Weil ich selbst einige Male drüben war und unvergeßliche Stunden erleben durfte, hat mich die Erinnerung, die diese Predigten wachrufen, besonders erfrischt. Und wer das neue Leben in Österreich studieren will, kann es aus diesen Predigten. Denn in den Zeilen und noch mehr zwischen den Zeilen flutet die deutsch-evangelische Bewegung, die deutsch ist, weil sie evangelisch ist, und evangelisch, weil sie deutsch ist. Gebhardt.

Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für die Religion, Alfred Altheer in Basel. 64 S.

Als ich Altheers Büchlein in die Hand bekam, war mein erster Gedanke: Zu spät. Denn die Gedächtnisfeiern des großen Toten und die Schillerpredigten waren vorübergezogen. Man hatte genug von all dem Reden über Schiller. Aber Altheer hat mich angenehm überrascht. Was er bietet, ist keine Rede über Schiller, es ist ein Hineinführen in Schillers Leben, Charakter, Werke, Religion. Altheer weckt die Lust, den jetzt vielgelobten Mann auch zu lesen, mit ihm zu fühlen, mit ihm zu wollen, mit ihm fromm zu sein. Und das ist's, was wir brauchen. Gebhardt.

Unbewußtes Christentum. Von Martin Rade. Tübingen 1905. 30 Pf.

Rade tritt ein für die Erziehung des unbewußten Christentums zum bewußten. Drei Wege führen zum bewußten Christentum: Persönliche Erlebnisse, Anteilnahme am praktisch-kirchlichen Leben, Anteilnahme an der Erkenntnisarbeit der Kirche. Kommen die ersten von Gott und gewährt die zweite unsere kirchliche Verfassung, so ist die dritte doch nur möglich durch Freiheit, Freiheit des Lehrens auf der Kanzel, Freiheit des Urteils unter der Kanzel. — Eine kurze aber inhaltvolle, im Interesse der Frömmigkeit und der Kirche geschriebene Schrift. Gebhardt.

Carl Spitteler. Olympischer Frühling, Epos. 4. Teil: Ende und Wende. E. Diederichs, Jena 1905. Preis 2 ℳ.

Spitteler ist in Nr. 13 und 24 eingehend gewürdigt. Unterdessen ist sein Hauptwerk vollendet. Obwohl wir uns den Schluß anders, freundlicher, lichtvoller gedacht hatten, bleibt das Urteil über den Dichter und sein Werk bestehen: Es ist große Kunst, nichts Traditionelles, alles selbständig und eigenartig, darum aber auch nicht nach jedermanns Geschmack. Man könnte Spitteler neben Klinger stellen: Starker Humor und übersprudelnde Freude an Sonne und Schönheit wird beinahe erdrückt unter dem grüblerischen Ernst des Ganzen. Hier zerarbeitet sich einer an der Frage der Welt: „Warum? Wozu? Was will der Erdenlauf besagen?" Erschütternd ist auch geschildert, wie die Furcht vor dem Tode einen Menschen geistig und sittlich zu grunde richten kann. Wilhelm Schubring.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 31.

Bremen
Berlin.

29. Juli 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Zur protestantischen Bewegung in Frankreich. — Sachsen-Meiningen. (Landessynode). — Nachrichten. — Anzeigen.

Zur protestantischen Bewegung in Frankreich.

Zwar macht es bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck, als ob ein vollständiger Stillstand in der protestantischen Bewegung Frankreichs eingetreten sei, aber wie das Wasser unter dem Grunde der Felsen fortsickert, um sich in der Ebene zum Strome zu sammeln, so sickert geräuschlos die Bewegung weiter, bis teils einzelne Vorkommnisse, teils Gruppierung von Reformern, teils in den Kultus einschneidende Staatsaktionen seinerzeit das Vorwärtselement zum Durchbruch und zur öffentlichen Strömung bringen müssen.

Ihren Bischöfen haben in letzter Zeit wieder ein paar Priester den Dienst gekündigt. In keinem anderen katholischen Staate hat sich das „Ausreißen" der Kleriker so flott gestaltet, als in Frankreich. Das muß doch das Land stutzig machen darüber, daß etwas faul sein muß „im Staate Dänemark". Der eine war Armand Colin, ein junger Dominikaner, welcher zeitig zu der Einsicht gelangt war, „daß im Kloster ebensowohl als in der römischen Kirche er auf Irrwegen sei. Seitdem verlor er alle Sicherheit für sein äußeres Leben. Er flüchtete aus dem Kloster, ohne zu wissen wohin, nur vertrauend auf die Vorsehung". Im Stande der Freiheit hat er eine zufriedenstellende bürgerliche Stellung gefunden. Ein anderweitiger „Ausreißer" ist der Abbé Henry Tarin, Vikar von Rochefort, stellvertretender Seelsorger von La Jard, so hingezogen zu dem Studium des Neuen Testaments, daß er für dasselbe, ohne Berücksichtigung der katholischen Dogmatik, schwärmte. Besonders hatte die Stelle Hebr. 7, 24 vom unvergänglichen Priestertum einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihm die Messe wie ein Götzendienst erschien. Nach dreijährigem Dienst gab er seine Demission dem Bischof Lecanus ein. Der Briefwechsel zwischen ihm und dem Bischof findet sich wörtlich in Nr. 248 des „Chrétien Français". Im „Siècle" ist von der Diözese Cambrai berichtet, daß „einige zur Bekehrung gelangte Priester den Zaum durchbrochen, dem sie sich stillschweigend gefügt, und ohne Lärm abgegangen sind, wie es ihren festen Charakteren entsprach".

Bedenklicher noch ist, daß ein „Schisma" innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs aufzusteigen scheint. — Wir berichteten seinerzeit über dem Seelsorger von Belmonatt, welcher vom Bischof von Montauban seines Postens enthoben, von seiner Parochie verteidigt, während Jahresfrist fortfuhr, trotz der Donnerkeile seines Bischofs, seines Amtes zu warten. Damals siegte die Gendarmerie. Inzwischen sind bisher an fünfundzwanzig Parochieen mehr oder weniger mit dem Episkopat in Zwist geraten. Nun ist die Angelegenheit des Priesterbefreiungswerkes in ein neues Stadium gelangt. Jetzt sind's nicht die Priester allein, sondern die Parochianen, welche ausreißen. Sie verwerfen den Episkopat und gründen eine Art Presbyterianismus mit abgetanen abergläubischen und götzendienerischen Formen und Bräuchen. Wir empfehlen daher, sagt „le Chrét. Français", heute den Abbé Hutin unsern Freunden der evangelischen Reform im Katholizismus samt den Parochianen von Culey zur Unterstützung, mit dem Bemerken, daß es eine Parochie ist, deren Behörden reaktionär sind. Nachdem H. am 25. Sept. 1904 laut bischöflichen Befehls sein Amt abgeben sollte, protestierte er dagegen. Am 9. Oktober kam der Dechant von Ligne mit dem neu bestimmten Seelsorger, aber die Einwohner von Culey gestatteten keinen Wechsel und beide mußten unverrichteter Sache abreisen. Später schickte der Bischof den benachbarten Seelsorger von Guerpon, aber die genannten Einwohner gestatteten ihm nicht, ihre Kirche zu besuchen, dagegen versorgen sie (es sind meist Winzer) Hutin mit Wein, Kartoffeln, Gemüse 2c. Also die Anlage zum Schisma ist fertig.

Was nun die Zukunftsituation betrifft, welche durch die projektierte Trennung von Kirche und Staat für die protestantische Kirche entsteht, so sah man ihr in Kreisen derselben nur mit Bangen aus dem Grunde entgegen, weil die Staatsunterstützung, welche die katholische Kirche erhält, viel bedeutender, die für die reformierte Kirche freilich nur minimal ist, aber kleine reformierte Gemeinden bei Wegfall der Unterstützung sich kaum würden halten können. Doch hat das Gesetz über Trennung ein anderes Gesicht bekommen, als die Voranschläge zeigten. Nun es in der Nacht zum 4. Juli in der Kammer beendet worden ist, erweist es sich als humaner und milder, als es anfangs schien. Alle Geistliche sämtlicher Konfessionen werden vorläufig, freilich dann als „Privatangestellte von Kultusassoziationen" ihre bisherigen Gehälter fortbeziehen, nach Verlauf einiger Jahre nur die Hälfte, später ein Drittel und nach weiterer Regelung anderweitige Einkünfte beziehen. Vom Staate angestellte Geistliche, welche zwanzig Jahre amtieren, bekommen lebenslängliche Pension. Zu bilden haben sich, statt der protestantischen Konsistorien, katholischen Kirchenbehörden (Kirchenvorständen), der Bistümer und Synagogenvorsteher freie Kultusgemeinden, welche die Kultuskosten zu bestreiten haben, teils durch Erhebung regelmäßiger Steuern von ihren Mitgliedern, teils durch Kollekten, teils durch Sporteln für ihre Kultushandlungen, wie Taufen, Trauungen, Beerdigungen u. dgl., teils durch Annahme von Erbschaften und Schenkungen. Kirchen, Kapellen, Bethäuser, die aus der Konkordatszeit stammen, bleiben ihnen überlassen, fallen jedoch wieder an die Kultgemeinden zurück, wenn sechs Monate hindurch keine kirchlichen Handlungen drin vorgenommen sind oder die betreffenden Lokale zu politischen Zwecken mißbraucht werden sollten. Natürlich unterstehen die Kultusassoziationen der staatlichen Aufsicht, besonders mit dem Vorbehalt, daß einer Häufung des Besitzes zur toten Hand zuvorzukommen sei. Kirchengeräte, Bilder 2c. verbleiben kostenlos den Kultgesellschaften. Nur wo sie, wie auch Gotteshäuser, nicht mehr benutzt werden, verfallen sie den Wohltätigkeitsanstalten der betreffenden Gemeinden. Ob Prozessionen zulässig sind oder nicht, unterliegt den Bürgermeistern jeder Gemeinde. Die Kultusassoziationen sind vor fremden Angriffen geschützt, wie umgekehrt niemand zum Beitritt einer anderweiten Kultgemeinschaft oder Kultushandlung gezwungen werden kann. —

War früher von klerikaler Seite das Geschrei erhoben worden, die Trennung von Kirche und Staat verursache die „Vernichtung des Glaubens", so erweist sich das neue Gesetz als liberales Reformwerk und wird wahrscheinlich bis zum 1. Januar vom Senat, wohin es nun gelangen muß, fertig gestellt werden. In der Fassung des Gesetzes hat es also weder für die protestantischen Gemeinden und deren Neubildung, noch für Bildung des Schisma in der katholischen Kirche erkennbare Nachteile, vielmehr sind die Kultgemeinden in eine ungebundenere, freiere Bewegung gestellt, welche nur den ultramontanen Ansprüchen Abbruch tun.

N. H. S.

Sachsen-Meiningen.

Landessynode.

Der neugewählten Landessynode fiel in der ersten Tagung die angenehme Aufgabe zu, eine nicht unbeträchtliche Gehaltsaufbesserung zu genehmigen (vgl. Nr. 23). Während bis jetzt der Anfangsgehalt von 1800 Mk. von fünf zu fünf Jahren nach dreißig Jahren auf 4200 Mk. stieg, beginnt er jetzt mit 2100 Mk. und erreicht nach achtundzwanzig Jahren 4500 Mk., indem er schon nach je vier Jahren um 300 oder 400 Mk. wächst. Die mäßigen Sätze für Ruhegehalt (1250—3500 Mk.), Witwen- (600 Mk.!) und Waisengeld (bis 360 Mk.), sowie Orts-, Arbeits- und Teuerungszulagen (200 bezgl. 300 Mk.) harren noch der bessernden Hand. Doch nicht dies, sondern eine an die Gabe geknüpfte Bedingung dämpfte die Freude in vielen Pfarrhäusern: Das Kirchenregiment ging trotz aller Gegenarbeit innerhalb und außerhalb der Synode nicht von dem Grundsatze ab, daß das Grundgehalt von den Gemeinden aufzubringen sei, wenn auch die starke Belastung eines Teils derselben durch die Zusicherung weitgehender Unterstützung anerkannt wurde. Von den für die Erhöhung des Grundgehaltes nötigen 28 000 Mk. sollen nur 8000—10 000 Mk. von den Gemeinden aufgebracht werden. Da nach der amtlichen Statistik für 1902 von 541 000 Mk. ordentlichen Einnahmen der Kirchkassen 220 000 Mk. aus Kirchensteuern stammen, begreift man die Seufzer mancher Pfarrer, wenn sie des Tages gedenken, an dem sie für sich selbst die Erhöhung der Umlagen von dem Kirchenvorstand verlangen müssen. Allem Unwillen der Synodalen über die unterbliebene — verfassungsmäßig beanspruchbare — Deckung jener 8000 Mk. aus der Staatskasse machte die Erklärung des Ministers ein Ende, daß die Regierungsvorlage angenommen oder die Aufbesserung auf Jahrzehnte hinaus verschoben werden müsse. Synode tröstete sich schließlich mit dem Bewußtsein, durch den Verzicht auf Staatshilfe einen Fortschritt auf dem Wege der Trennung von Kirche und Staat gemacht zu haben, vergaß aber, daß auf diese Weise die Gefahr entsteht, ersterem im Genuß aller Rechte und Gewalt über die Kirche zu belassen, während er sich ganz allmählich seiner Pflichten unter Zustimmung und Beirat des kirchlichen Parlamentes entledigt.

Weiter wurde eine neue Form des Diensteides der Geistlichen angenommen. Die bisher gebräuchliche, wohl amtlich nirgends veröffentlichte Formel stammt aus dem Jahre 1833. In kürzerer Fassung, unter Berücksichtigung der Neugestaltung des Reiches und mit der Geltung für alle während der Dienstzeit zu übertragenden (auch Ephoral-) Ämter, lautet sie nunmehr:

„Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß, nachdem ich (unter die Zahl der Pfarrgehülfen aufgenommen) (zur festen Anstellung in einem geistlichen Amte bestimmt) worden bin, ich Seiner Hoheit dem Herzog von Sachsen-Meiningen, meinem gnädigsten Landesherrn, untertänig, treu und gehorsam sein, die reine, in dem lauteren Wort Gottes enthaltene Lehre predigen, nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche mit gewissenhafter Rücksicht auf die öffentlichen Bekenntnisschriften derselben mich richten und danach die mir anvertraute Gemeinde anweisen und unterrichten, die Verfassung und die Gesetze des Herzogtums und des Reichs gewissenhaft beobachten, die Pflichten, welche mir mein Beruf als Geistlicher und Seelsorger auferlegt, treulich erfüllen, mich bei allen dienstlichen Äußerungen der strengsten Wahrheit befleißigen und dienstliche Verschwiegenheit und zwar auch nach Ausscheiden aus meinem Amte beobachten will. So wahr mir Gott helfe!"

Da § 42 der K.-G.-V.-O. („Das Bekenntnis bildet keinen Gegenstand der kirchlichen Gesetzgebung. Durch diese Bestimmung soll jedoch die freie Forschung in der Schrift und die Fortbildung der Lehre nach deren Ergebnissen nicht beschränkt sein.") in Zweifelsfällen über Auslegung dieser Formel entscheiden dürfte, mögen ihre immer noch umständliche Fassung und dehnbare Bestimmung über die Bekenntnisschriften als Zeugen der Mühsal bei ihrer Konstruktion hingenommen werden. Erfreulich bleibt, daß sich jeder Kandidat fortan längst vor der Eidesleistung mit ihr bekannt machen kann, was bisher unmöglich war. — Aus den übrigen Beratungsgegenständen erwähnen wir nur noch einige von allgemeinem Interesse. Eine Kundgebung des Evangelischen Bundes wurde dem Kirchenregiment zur Kenntnisnahme überwiesen. Eine Aufforderung zum Beitritt zum freien Verband der deutschen Evangelischen Synoden zeitigte folgenden, hauptsächlich durch die ablehnende Haltung des Kirchenregiments und der beiden vom Herzog ernannten Mitglieder nur in dem mit Sperrdruck wiedergegebenen Teil angenommenen Antrag: „Die Synode sieht im Zusammenschluß der deutschen evangelischen Synoden eine wirksame Förderung des kirchlichen Einheitsgedankens und empfiehlt den früheren und gegenwärtigen Abgeordneten der Landessynode, dem freien Verband der deutschen evangelischen Synodalen beizutreten." Nach einem Antrag aus der Mitte der Synode wurde beschlossen, es solle darauf hingewirkt werden, daß der Gottesdienst am Gründonnerstag auf den Abend verlegt werde, weil die üblichen Vormittagsgottesdienste dieses bei uns „halben" und gesetzlich nicht geschützten Feiertags immer spärlicher besucht werden, aber die Abendgottesdienste namentlich mit Abendmahlsfeier sich steigender Beliebtheit erfreuen. Vielleicht hofft man auch durch Freigabe des Gründonnerstages den Karfreitag zu heben und vom Backgeschäft zu befreien. Zum Schluß bedachte die überwiegend liberale Synode den Führer der orthodoxen Minderheit mit der Wahl in den nach unserer Kirchenverfassung besonders wichtigen Synodalausschuß. — Und nun nur noch einige Mitteilungen aus den der Synode vorgelegten Übersichten und Rechnungen: Die Landeskirchkasse erhob im Jahre 1904 2,2 Prozent Umlagen von 1 609 105 Mk. Steuerstock der Kirchgemeinden. 139 festangestellte Geistliche dienen der Landeskirche bei rund 250 000 Evangelischen. 52 Pfarrwitwen sind vorhanden. In den letzten Jahren sind vier neue Pfarreien errichtet, zwei eingezogene Diakonate und eine aufgehobene Ephorie wieder hergestellt worden. Die Sterbekasse unter den Geistlichen der Landeskirche steht im zehnten Vereinsjahr, zählt 80 Mitglieder und hat ein Vermögen von 6109,38 Mk. Die Generalvisitation in den Diözesen Sonneberg und Hildburghausen, sowie die Ephoralvisitationen überhaupt zeigen folgendes Bild des kirchlichen Lebens (Sperrdruck vom Berichterstatter): „In Begleitung des herzoglichen Ephorus wurden die sämtlichen Kirchenorte besucht, Gottesdienst und Unterredung mit der konfirmierten Jugend, Sitzungen mit den Kirchenvorständen und Prüfung der Schule in der Religion abgehalten. Da der weitaus größere Teil der Visitationsbesuche auf Wochentage fiel und an vielen Orten die Heuernte oder die Schnitternte noch im Gang war, so war hie und da der Besuch des Gottesdienstes etwas schwach, in den meisten Ortschaften aber sehr gut, und die Teilnahme der Konfirmierten an den Unterredungen lobenswert. Über den sittlichen Zustand der Gemeinden, deren Besprechung den Hauptgegenstand der mit den Geistlichen der Diözesen gehaltenen Schlußkonferenz bildete, ist hervorzuheben, daß Aberglaube und sogar

Hexenglaube noch vielfach im Schwang stehen, wenn sie auch sich mehr im Verborgenen halten. Die Heilighaltung des Feiertags wird besonders in den größeren Ortschaften und in denen, die in der Nähe der Städte liegen, häufig vermißt. Die Sünden gegen das sechste Gebot werden, wenn es nicht gerade grobe Ausschreitungen sind, kaum noch beachtet. In allen diesen Stücken werden die Ermahnungen und Bitten der Visitatoren von den Kirchenvorständen zwar freundlich und mit Verständnis aufgenommen, haben aber selten und geringen Erfolg. Daß die kirchliche Musik, der Chorgesang in den Kirchengemeinden sich einer liebevollen Pflege erfreut, davon geben die gelegentlich der Generalvisitation aufgeführten Gesänge — teils vier-, teils drei- oder zweistimmig — ein lebendiges Zeugnis. Von den Ephoralvisitationen ist im ganzen das gleiche zu berichten. Wenn auch in manchen Gemeinden eine gleichmäßige gute Beteiligung am Gottesdienst und Abendmahl festgestellt werden konnte, hie und da sogar eine Zunahme, so läßt sich doch nicht verkennen, daß im allgemeinen ein Sinken des kirchlichen Sinnes Hand in Hand geht mit einem auf das Äußere gerichteten, dem Genuß in allen Formen frönenden und dem Ernst des göttlichen Wortes abholden Sinn, und es sind nicht allein die der Kirche geradezu feindlichen Kreise, die dazu beitragen." . . . .

„Der Landesverein für Innere Mission arbeitet in der bisherigen Weise und mit Segen weiter; Hand in Hand mit ihm gehen die Frauenvereine, der Verein vom Roten Kreuz, die Sanitätsvereine, sowie der neugegründete Verein für Beschaffung und Verbreitung guter Volksbücher."

Nachrichten.

Universität. Dem Privatdozenten Lic. Dr. Schmidt, wissenschaftlichen Beamten der preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, ist der Titel Professor verliehen worden. — Beim Provinzialmissionsfest in Greifswald ist der Missionsdirektor der Missionsgesellschaft Berlin I, Gensichen, zum Doctor theol. h. c. ernannt worden. — Zu Doktoren der Theologie wurden ferner ernannt: der Generalsuperintendent von Schlesien, Nottebohm, durch die theologische Fakultät in Halle, der Professor der Theologie in Erlangen, Bachmann, und der Hauptpastor v. Broecker in Hamburg durch die theologische Fakultät in Greifswald.

P. Denifle †. Am 11. Juni d. J. ist Pastor D. in Rom gestorben. Er war in der Gelehrtenwelt lange bekannt als gründlicher Kenner der mittelalterlichen Mystik und des Universitätswesens. Sein letztes Werk, in dem er sich den Anfängen der Reformation zuwandte und das Lutherbild in Jansenscher Weise verzerrte, hat seinem Ansehen bei den Gelehrten, auch den katholischen, geschadet und hat ihm den Jubel der ultramentanen Hetzpresse eingebracht. Aber es hat dies Werk (Luthers Luthertum, in der ersten Entwickelung, quellenmäßig dargestellt. I. Band. Mainz 1903. Verlag von Fr. Kirchheim) auch sein gutes den Protestanten gebracht. Manche Geschichte und manches Urteil über Luther, hundertmal nachgedruckt, sind neu geprüft worden, auch manches Urteil über den Zustand der Kirche, über die Religiosität der Zeit und die Persönlichkeit der Gegner Luthers ist zum Vorteil der Gerechtigkeit revidiert worden.

Das Kolportageverbot einer ganzen Reihe protestantischer Schriften, das begreifliches Aufsehen erregte, wurde bei der rheinischen Provinzialversammlung des Evangelischen Bundes in Moers nach der „Düsseld. Ztg." vom 29. Juni 1905 eingehend von Pfarrer Lic. Everling behandelt. Er war in der Lage, folgende Mitteilungen machen zu können: Auf Grund des § 56 Nr. 12 der Reichsgewerbeordnung wurde auf Veranlassung des Bürgermeisters von Neunkirchen durch den Bezirksausschuß in Trier durch zweimaligen Beschluß eine ganze Reihe protestantischer Schriften von bedeutenden protestantischen Verfassern wie Professor Pfleiderer, D. Meyer und anderen vom Feilbieten im Umherziehen verboten, „weil sie geeignet wären, religiöses Aergernis zu erregen". Der Bezirksausschuß hatte sichtlich die Absichten des Gesetzgebers mißverstehend, religiöses Ärgernis mit konfessionellem Anstoß verwechselt. Der kolportierende Verein für innere Mission in Neunkirchen hat im Verwaltungsstreitverfahren erreicht, daß am 27. Oktober 1904 dieses verwunderliche Verbot aufgehoben worden ist. Da nun in Preußen die von den zuständigen Behörden verbotenen Schriften und Drucksachen im Ministerium des Innern zur Orientierung der Behörden in ein Verzeichnis zusammengestellt werden, so ist es geschehen, daß die evangelischen Schriften neben anderen Druckwerken mit den bedenklichsten Titeln in diesem Verzeichnis sich fanden. Weil nun das Verbot aufgehoben worden ist, beauftragte die Provinzialversammlung den Vorstand zu einer Eingabe an den Minister des Innern, in der dieser zur Verhütung weiterer konfessioneller Erregung gebeten werden soll, den zuständigen Behörden von der Aufhebung dieses auffallenden Verbotes Kenntnis zu geben, um so die protestantischen Schriften aus ihrer wunderlichen Umgebung und aus dem „preußischen Index" herauszubringen.

Selbstmörderbegräbnisse. Zu den schlimmen Folgen der Differenz zwischen einer von der Orthodoxie beherrschten offiziellen Kirche und der im Strome der modernen Entwicklung lebenden Gemeinde, die sie versorgen soll, gehört eine Verschiedenheit des Urteils über sittliche Fragen, die fast absolut und unausgleichlich erscheint. Wir haben das im „Simplicissimus"prozeß erfahren müssen. Hart gegen hart in Mißtrauen und Verurteilung des einen Standpunktes durch den anderen wird hier nichts auszurichten sein, aber ein verständnisvolles Eingehen auf die Verschiedenheit der Urteilsweise mag Verständigungen anbahnen. — Der Synodale Burkhard hatte auf einer der Berliner Kreissynoden einen Antrag gestellt, der eine Aufhebung der kirchlicherseits bestehenden Beschränkungen bei Selbstmörderbegräbnissen forderte, weil diese Beschränkungen dem heutigen sittlichen Empfinden nicht mehr entsprechen. Wir sind mit dem Antrage Burkhards durchaus einverstanden, vielleicht daß wir ihn noch anders begründet hätten als Burkhard, der sagte:

> Wenn sich die Kirche gegen die Aufhebung sperre, so greife sie hindernd in die Kulturentwicklung des Volkes ein. Man solle auch „einem offenkundigen Lumpen und Säufer" nicht das kirchliche Begräbnis verweigern, wenn er aus Ekel Hand an sich gelegt habe. Gerade, wenn sich so ein Armer in den Schoß des allbarmherzigen Gottes geflüchtet habe, solle der Geistliche zu seinem Grabe gehen und demütig und in Reue Gott um Verzeihung bitten für alles, was auch an diesem Menschen gesündigt worden ist.

— obgleich auch hier der letzte Satz uns trefflich gefällt. — Entrüsteten Widerspruch erhob Herr Hofprediger Ohly — aber eine Äußerung des Vizepräsidenten v. d. Goltz, die in ihrer Zweiteilung an den Erlaß des Oberkirchenrats für D. Fischer erinnert, bezeugt, daß ein gutes Verständnis für modernes Empfinden auf der einen Seite, wenn auch auf der anderen die Konsequenz nicht gezogen wird, doch für die Zukunft Aussichten eröffnet.

D. v. d. Goltz bemerkte als Synodaler: Er habe doch in vielen Punkten Herrn Burkhard recht geben müssen. Ein verführtes Mädchen, das mit dem Kinde unter dem Herzen ins Wasser geht, ist viel besser und steht der Barmherzigkeit Gottes viel näher, als der Verführer in Uniform, der vielleicht nächstes Jahr eine reiche Heirat macht. (Ruf rechts: Bestreiten wir gar nicht!) Ein solches Beispiel stand gewiß dem Referenten vor Augen. Allerdings ein bißchen falsche Sentimentalität und falsche Humanität habe Redner auch gemerkt (Heiterkeit). Der Antrag beruhe auf einem Mißverständnis; nicht um ein Richten handelt sich's, sondern um den Schutz des sittlichen Bewußtseins, wenn man dem Selbstmörder die kirchlichen Ehren verweigere, den Hinterbliebenen aber Trost spende. Er bitte um Ablehnung des Antrages.

Die theologische Schule v. Bodelschwinghs in Bethel bei Bielefeld wird im Herbst eröffnet. Als ein Aktenstück zur kirchlichen Zeitgeschichte teilen wir den Aufruf mit, der ihre Eröffnung ankündigt. Ob die jüngere Generation der Orthodoxie hier mitmachen wird? Der Aufruf lautet:

> Die theologische Schule in Bethel bei Bielefeld, die im Herbst eröffnet wird, soll der Vorbereitung, Ergänzung und Vertiefung des akademisch-theologischen Studiums dienen. Angesichts der Tatsache, daß die moderne theologische Wissenschaft nicht nur viele junge Leute vom Studium der Theologie abhält, sondern auch vielen die Fundamente des bereits gewonnenen Glaubens einreißt, soll die theologische Schule an ihrem Teil mithelfen, daß Jünglinge wieder Freudigkeit zu diesem Berufe gewinnen und mit ihrem Glauben an die ewige Wahrheit gegründet werden. Zu diesem Zwecke will sie Jünglinge, welche das Abiturientenexamen bestanden haben, für den Eintritt in die staatlichen Hochschulen vorbereiten, oder ihnen am Schluß des akademischen Studiums, je nach Bedürfnis, die Hand reichen zur theologischen Weiterentwicklung und zur Klärung und Befestigung des Glaubens. Auch sind wir bereit, solchen Studenten, die während des Studiums aus Gewissensskrupeln dasselbe aufgeben wollen, eine Stätte stiller Sammlung und Konzentration auf Gottes Wort zu bieten. Zugleich sind wir kühn genug, den Herrn der Kirche zu bitten, daß er unsere Schule zu einer geistlichen Waffenschmiede mache für den Kampf wider den Geist der Verneinung auch innerhalb unserer heutigen Theologie. Für die Kanzeln und Lehrstühle hin und her in unserem Vaterlande, wie für den Dienst unter den Heiden möchten wir Männer bilden helfen, die aufs beste ausgerüstet sind, um als Arbeiter für Gottes Reich dem Kommen desselben Bahn zu machen. Wir sind der Überzeugung, daß es zu solcher Ausrüstung keinen besseren Weg gibt, als eine gründliche Einführung in die heilige Schrift. Es ist das biblische, reformatorische Christentum, in welchem die Schüler unserer theologischen Schule heimisch und gefestigt werden sollen. Eine Exegese, welche, durch keinerlei Voraussetzung einer den lebendigen Gott ausschaltenden Weltanschauung beeinflußt, um so gewissenhafter in das, was geschrieben steht, eindringt, soll sie befähigen, zu erkennen, wer der ist, von dem das geoffenbarte Wort zu ihnen spricht. Der Herr Jesus, wahrhaftiger

Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, für uns gekreuzigt und gestorben, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, er soll es sein, dem Lehrer und Schüler zu Füßen sitzen. Dabei hoffen wir, daß auch der Einblick in die Arbeit der dienenden Liebe, welche sich in Bethel auf mannigfache Weise kennen lernen läßt, unseren Studierenden für ihr inneres Leben nütze sein und, ohne ihr Studium zu beeinträchtigen, es vielmehr fördern, beleben und auf das rechte Ziel hinlenken wird. Denn wir kennen nur einen Glauben, der in der Liebe tätig ist. Nur mit solchem Glauben können wir bestehen in einer Zeit, in der die Ungerechtigkeit zunimmt und die Liebe in vielen erkaltet. Unser Herr Jesus Christus aber, der Sohn des lebendigen Gottes, wird das Feld behalten und es seiner Gemeinde, die er durch sein Blut erlöst hat, an rechten Hirten und Lehrern nicht fehlen lassen. Ihm sei auch die Arbeit unserer theologischen Schule befohlen. — Die Schule wird unterhalten durch einen Verein, der Korporationsrechte besitzt und finanziell unabhängig ist von den Bielefelder Anstalten. Außer den bereits vorhandenen theoretischen und praktischen Lehrkräften sind speziell für den Dienst der Schule berufen: Herr Samuel Jäger, bis jetzt Seminaroberlehrer zu Eisleben, früher Leiter des Tholuckschen Konvikts zu Halle, und Herr Walter Kähler, gegenwärtig theologischer Lehrer am Studienhaus in Bonn. Beide Herren haben diesen Ruf angenommen und werden im Herbst in ihre Arbeit eintreten, so daß die Eröffnung der Schule am 15. Oktober stattfinden kann. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an den „Vorstand der theologischen Schule zu Bethel bei Bielefeld".

Bethel, im Juni 1905. Der Vorstand der theologischen Schule. D. Holtzheuer, Generalsuperintendent. D. v. Bodelschwingh, Pastor. D. Schlatter, Universitätsprofessor. G. Bansi, Kommerzienrat. Rahn, Pastor. Deckert, Regierungs- und Forstrat a. D.

Ausland.

Rußland. Die Bearbeitung der ersten allgemeinen Volkszählung des russischen Reiches vom Jahre 1897 — bis dahin wurden nur zeitweise die Polizeibehörden beauftragt, die Daten ihrer Verwaltungsbezirke zu sammeln — ist in diesen Tagen beendet worden. Die Schwierigkeiten, die nach der Aufbringung des Urmaterials und durch die Ausdehnung des Reiches hierbei zu überwinden waren, dürfen nicht unterschätzt werden. Nur so kann die späte Fertigstellung dieser nicht nur für die Kreise der Politiker, Volkswirte und Geographen sehr interessanten Arbeit entschuldigt werden. Es wurden nicht weniger als 88 Gouvernements und Gebiete und vier Städte, Petersburg, Moskau, Warschau und Odessa, bearbeitet. Bis auf 19 Gouvernements, deren Daten sich im Druck befinden, sind diese Bearbeitungen bereits veröffentlicht worden. Man hat auch die Gliederung der Bewohner Rußlands nach den Nationalitäten zum Gegenstand der Volkszählung gemacht. Aus naheliegenden Gründen mögen hierbei Ungenauigkeiten unterlaufen sein, da die Angaben der Muttersprache hierbei zu Grunde gelegt wurden. Immerhin geben diese Daten ein im großen und ganzen zutreffendes Bild der verschiedenen Nationalitäten. Die Bevölkerung des Reiches betrug im ganzen 125 640 021 Seelen. Von dieser Bevölkerung gehörten 83 933 567 Einwohner oder 66,79 Proz., d. h. mehr als zwei Drittel, dem russischen Volksstamme an, und zwar waren hiervon die große Mehrzahl (44,30 Proz. der Gesamtbevölkerung des Staates) Groß-Russen, 17,81 Proz. Klein- und 4,68 Weißrussen. Der nichtrussische Teil der Bevölkerung verteilt sich auf eine sehr große Reihe, von denen der Zahl nach obenanstehen die Polen mit 7 931 307 oder 6,31 Proz. der Gesamtbevölkerung. Dann folgen die Inder mit 5 063 156 oder 4,03 Proz. der Gesamtbevölkerung, die Kirgisen und Kaissaken mit 4 084 139 (3,24 Proz.), die Tataren mit 3 737 627 (2,97 Proz.), die Deutschen mit 1 790 489 (1,47 Proz.), die Baschkiren und Tegtjaren mit 1439 136 (1,25 Proz.) und die Letten mit 1 435 937 (1,14 Proz.), Grusier, Imeretier, Mingrelier mit 1 336 448 (1,05 Proz.). Von den anderen Nationalitäten erreicht keine einzige der Zahl nach 1 Proz. Es sind dies die Litauer, Bulgaren, Tschechen, Shomuden, Esthen, Moldauer und Rumänen, Armenier, Griechen, Finnen und Korelen, Schweden, Waljäken, Syrjanen und Permjaken, Mordwinen, Tscheremissen, Kabardiner und Abchasen, Tschetschenzen, Taten und Tadshiks, Kurden, Osseten, Tschuwaschen, Türken, Kara-Kirgisen, Usbeken, Sarten, Turkmenen, Jakuten, Kalmüken, Burjäten, Tungusen und Vertreter anderer Nationalitäten, deren Zahl zusammen noch nicht 0,50 Proz. der Gesamtbevölkerung beträgt. Die Verteilung der Bevölkerung über das Reich nach Nationalitäten ist sehr verschieden. So vermindert sich die Zahl der Nationalrussen nach der Peripherie des Reiches hin. Im Kaukasus beträgt sie z. B. nur 34 Proz., in Zentralasien 8,9 Proz., in dem Zentrum Polens (den Weichsel-Gouvernements) nur 6,7 Proz. — Der R e l i g i o n nach gehören 69,3 Proz. der Staatskirche (Griechisch-Orthodoxe und Jedinowesky) an; 1,8 Proz. waren altgläubige Griechen und Sekten, 9,2 Proz. römische Katholiken, 3 P r o z. P r o t e s t a n t e n, 0,9 Proz. armenische Gregorianer, 11,1 Proz. Mohammedaner, 4,1 Proz. Juden, 0,6 Proz. sonstige Nichtchristen (Heiden?) und Christen. — Den Ständen nach gehören 77,1 Proz. dem Bauernstande, 2,3 Proz. den Kosaken, 6,5 Proz. den Fremdvölkern, also 85,9 Proz. der bäuerlichen Bevölkerung an. 10,7 Proz. waren Kleinbürger, 0,23 Proz. Kaufleute, 1 Proz. erbliche Edelleute, 0,5 Proz. persönliche Edelleute und Beamte, 0,5 Proz. gehören dem geistlichen Stande an, 0,3 Proz. zu den Ehrenbürgern und persönlichen Ehrenbürgern, 0,5 Proz. waren ausländische Untertanen usw. Zur Bevölkerungsstatistik von Petersburg liegen die Angaben der Statistischen Sektion des Stadtamtes (der Duma) für das Jahr 1904 vor. Hiernach belief sich die Bevölkerung der Residenz auf 1 354 200 Einwohner in der eigentlichen Stadt und 224 000 in den Vororten. Die Sterblichkeitsstatistik zeigt erschreckende Zahlen. Nur von Madrid und Moskau wird Petersburg in dieser Hinsicht übertroffen.

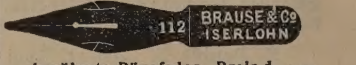
Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

„Das Positive in D. Fischers Vortrag,
ein Wort für Fischer von einem Gegner Fischers"
ist eine kleine Schrift betitelt, die von Pastor La Roche in Golzow verfaßt ist und soeben bei Georg Nauck in Berlin SW. 12 erschienen ist (Preis 30 Pfg.). Wie uns dazu aus theologischen Kreisen geschrieben wird, ist die Schrift geeignet, eine Annäherung der verschiedenen Parteien innerhalb der evangelischen Theologie anzubahnen und dazu zu helfen, daß der Fall Fischer endlich in das ersehnte Stadium tritt, wo man sich auf Grund sachlicher Erwägungen verständigt.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
(Fr. Michael Schiele).
Neu erschienene Hefte:
Die Religionen der Erde von Professor Söderblom.
Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung von Lizentiat Hackmann.
Die Schöpfung in Dichtung und Wissenschaft von Professor Wendland.
Welches ist die beste Religion? von Lizentiat Niebergall.
Die Wunder im Neuen Testament von Lizentiat Traub.
Jedes Heft 40 ₰ (Porto 10 ₰).
Es ist eine Tat der Wissenschaft, dass sie dem Volke endlich einmal den freien Zugang zu dem mit Dornen und Hecken bewachsenen Lande der Bibel ermöglicht hat — so schreibt die „Münchener Allgemeine" (Wissenschaftliche Beilage) über die Religionsgeschichtlichen Volksbücher.
Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag **m. b. H. Halle a./S.**

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,


berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Vom Hundertsten ins Tausendste.
Nordische Skizzen
von
L. Brockdorff-Ahlefeldt.
Mit Abbildungen.
Preis Mk. 1.50.
Inhalt: Eine Spazierfahrt auf der Ostsee, Reiseerinnerungen des Freiherrn Arthur von M...... — Die vierundzwanzig Altarkerzen von St. Maria zu Wisby. — Der kleine Kobold in der Stadtmauer zu Wisby. — Die Galgenfrau zu Wisby. — Zwischen zwölf und eins, eine Roeskilder Domphantasie. — Vom Kullen und vom Kullenmann. Im Kullägard. Auf dem Barakullen. König Karls Schanze. Im Boot. Epilog.
Bremen. Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.